

#2 – 2017

# Menschen

Inklusiv leben



Landleben

Rückständig und bald leer gefegt?  
Keineswegs! Von den Stärken der Dörfer  
und der Menschen, die dort leben.

**Aktion**  
MENSCH



# MEHR TEILHABE MÖGLICH MACHEN.



Bundesministerium  
für Arbeit und Soziales

Mit den mehr als 10 Mio. Menschen mit Behinderungen in Deutschland setzen wir die UN-Behindertenrechtskonvention um. Mit den Inklusionstagen 2017, einer repräsentativen Umfrage zu Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen und einem Internetportal zum Bundesteilhabegesetz bieten wir neue Möglichkeiten, sich einzubringen. Mehr: [www.gemeinsam-einfach-machen.de/mitmachen](http://www.gemeinsam-einfach-machen.de/mitmachen)

  
einfach**machen**  
Gemeinsam die  
UN-Behindertenrechts-  
konvention umsetzen

## Editorial

**G**elebte Inklusion entsteht dort, wo Menschen einander täglich begegnen. Stadtviertel, Dörfer und Gemeinden sind Keimzellen für mehr Miteinander und Begegnung auf Augenhöhe. Doch wie können wir unsere Sozialräume so gestalten, dass sich Parallelstrukturen auflösen? In der vorherigen Ausgabe sind wir dieser Frage im urbanen Umfeld nachgegangen. Diesmal haben wir uns in ländlichen Räumen umgesehen und festgestellt, dass die Verwirklichung von Inklusion hier durch den Teufelskreis aus Landflucht und mangelnder (barrierefreier) Infrastruktur vor besonderen Herausforderungen steht. Wir haben aber auch erfahren, wie viele gute Lösungsansätze es gibt.

Dass das Landleben auch für die Beseitigung der viel zitierten Barrieren in den Köpfen sorgen kann, beschreibt auf humorvolle Weise die Schriftstellerin Juli Zeh. Als Zugereiste in einem Dorf in Brandenburg hat sie gelernt, „dass es möglich ist, miteinander klarzukommen, auch wenn man grundverschieden ist“ (Seite 32). Der 21-jährige Jérôme Laubenthal, der eine Cerebralparese hat, empfindet die Situation in seinem saarländischen Dorf hingegen oft als einengend. „Die Entfernungen sind für alle Jugendlichen hier ein Problem, aber für mich noch extremer ... Hinter jedem Treffen steckt viel logistischer Aufwand.“ (Seite 87)

Die vielen verschiedenen Menschen und Projekte, die wir Ihnen vorstellen, beweisen, dass es trotz widriger Umstände gute Gründe gibt, das Landleben als Chance zu begreifen. Trendforscher sehen das im Übrigen ähnlich, und zwar nicht zuletzt im Hinblick auf Inklusion (Seite 88).

**Robert Fechner**  
**Stellvertretender Chefredakteur**

PS: Haben Sie unsere letzte Ausgabe „Stadtluft“ verpasst? Kein Problem! Sie finden alle Hefte auch als barrierefreies E-Paper und als Hörversion unter [www.aktion-mensch.de/magazin](http://www.aktion-mensch.de/magazin). Schreiben Sie uns gern auch, wie Ihnen das Magazin gefällt: [magazin@aktion-mensch.de](mailto:magazin@aktion-mensch.de)

Unter  
[www.aktion-mensch.de/  
magazin/abonnement](http://www.aktion-mensch.de/magazin/abonnement)  
können Sie Menschen  
als Printhefte und E-Paper  
kostenlos bestellen.



### Titel

Äpfel ernten und etwas Leckeres daraus machen: Darum ging es bei den inklusiven Safttagen in Gatschow, Mecklenburg-Vorpommern. In dem 70-Seelen-Dorf haben Zugezogene ein verlassenes Gehöft zu neuem Leben erweckt. Seite 14.





## Seite 22

Wie bringen kleine Kommunen Inklusion voran? In Nieder-Olm bei Mainz hat das Thema hohe Priorität. Aktuell nimmt die Gemeinde an der Initiative Kommune Inklusiv von Aktion Mensch teil. Gracia Schade (Foto) koordiniert die Aktivitäten der Engagierten vor Ort.

Foto: Andreas Reeg

# Inhalt

- 6 Das Landleben, ein Traum?**  
Albtraum und Sehnsuchtsort – eine Annäherung aus persönlicher Erfahrung
- 10 Landleben in Zahlen**  
Von Altersrekorden und Frauenmangel
- 14 Zu Besuch bei Raumpionieren**  
Wibke Seifarth und Stefan Raabe sind dahin gegangen, wo andere keine Zukunft sehen
- 20 Netze knüpfen**  
Ideen aus Europa für soziale Inklusion
- 22 Kleine Kommunen, große Ziele**  
Nieder-Olm und Schneverdingen wollen inklusiver werden
- 32 Wo anders normal ist**  
Juli Zeh und Udo Sierck über ihr neues Leben
- 40 Am Zaun**  
Besuch im Demenzdorf Töneböen am See
- 48 Zuhause ist, wo man sich wohlfühlt**  
Ein Kommentar zu inklusiven Wohnprojekten
- 50 Land der Ideen**  
Initiativen bringen verloren gegangene Infrastruktur zurück
- 56 Stufenweise barrierefrei**  
Christoph Gipp zu den Bemühungen der Kommunen um mehr Mobilitätsangebote
- 58 Mein Verein**  
Vier von Millionen Menschen, die sich in einem der 600.000 Vereine engagieren
- 64 Anpacken statt abwarten**  
Das Emsland floriert und der Zusammenhalt ist groß – wie kommt das?
- 68 Abgehängt in der Provinz?**  
Erziehungswissenschaftler Johannes Schädler zu provokanten Thesen übers Land
- 74 Es gibt viel zu tun**  
Innovative Beschäftigungsvorhaben und Arbeitgeber erkennen die Vorteile inklusiver Teams
- 82 So klein, so gut**  
Wo die Strukturen übersichtlich sind, lässt sich schnell viel bewegen
- 84 Die Natur! Die Freunde!**  
Was Jugendlichen das Leben schön oder schwer macht
- 88 Die weiteren Aussichten**  
Es gibt Hoffnung für das Land

## Kunstreich

Die Landbilder waren zu sehen in der Ausstellung „Andere Wirklichkeiten“ im Arp Museum bei Remagen

**12 Hubert Lucht**

**38 Paula Degenhardt**

**72 Jutta Fröhlich, Anni Hünereuth, Gisela Hierschbiel**

---

## Standards

**95 Mehr wissen**

**97 Impressum**

**98 Ausblick: Lernen und Entwicklung**

## Menschen online

Fassungen der Texte in Einfacher Sprache und als Hörausgabe unter:

[www.aktion-mensch.de/magazin](http://www.aktion-mensch.de/magazin)



[www.youtube.com/user/AktionMensch](https://www.youtube.com/user/AktionMensch)



[www.facebook.com/aktion.mensch](https://www.facebook.com/aktion.mensch)



[www.twitter.com/aktion\\_mensch](https://www.twitter.com/aktion_mensch)



Foto Andreas Reeg



# Das Landleben, ein Traum?

Weltweit zieht es die Menschen in die Metropolen. Auf dem Land lebt in Deutschland heute jeder Vierte, bis 2030 wird es wohl nur jeder Fünfte sein. Viele Dörfer verwaisen – doch andere wachsen. „Das Land“ kann beides sein, Albtraum und Sehnsuchtsort. Eine Annäherung aus persönlicher Erfahrung.

---

**Text** Benjamin Piel

**D**as Land ist bei uns schon vor langer Zeit ins Hintertreffen geraten. Der Landwirtschaftssektor hat als Erwerbsquelle längst an Bedeutung verloren, weil immer weniger Menschen an den zunehmend industrialisierten Produktionsprozessen beteiligt sind. Die Folgen sieht man überall: Schulen schließen, Postfilialen machen dicht, Kneipenwirte schmeißen hin, eine Bankfiliale nach der anderen verschwindet. Busse fahren nur noch zweimal am Tag, manche Dörfer haben gar keine Haltestelle mehr. Die jungen Leute gehen weg und kommen nicht zurück.

Vor allem ältere Menschen und Menschen mit Behinderung stellt das vor große Herausforderungen. Wie sollen sie, die ohnehin eingeschränkt sind, in einem zusätzlich einschränkenden Umfeld leben? Arztpraxen auf dem Dorf verschwinden. Viele junge Ärzte finden das Leben als Landarzt weder attraktiv noch lukrativ. Supermärkte um die Ecke gibt es auf vielen Dörfern nicht mehr. Wer kein Auto hat, kein Auto mehr fährt oder kein Auto fahren darf, den stellt das Leben in ländlichen Regionen vor einige Schwierigkeiten.

Was soll man also noch wollen auf dem Land? Das Leben dort stockt, der Tod vieler Gemeinden scheint nahe. Es werden Geisterdörfer entstehen. Aber könnte es nicht auch ganz anders kommen? Wenn die Menschen, die auf dem Land leben, dieses Leben selbst in die Hand nehmen und gestalten? Schließlich gibt es in vielen ländlichen Regionen Arbeitsplätze genug. Firmen suchen Ingenieure und Sozialarbeiter, Handwerker und Facharbeiter. Der Fachkräftemangel ist gerade auf dem Land groß, und im Umkehrschluss heißt das: Gerade auf dem Land, wo nicht wenige heimliche Weltmarktführer zu Hause sind, gibt es attraktive Arbeitsstellen.

## *Tante Erna backt Kuchen, oder?*

Städter haben oft ein falsches Bild vom Land. Deko auf den Tischen, Landhäuser, die schönsten Gärten, die tollsten Blumen, alles so ruhig da, bar aller Probleme und Tante Erna backt einen Kuchen. Was Hochglanzmagazine zeigen und schreiben, sagt mehr über die Städter als über die Landbevölkerung. Das eingebildete Landleben ist der Sehnsuchtsort der Stadtneurotiker, die sich gedanklich hinüberwünschen in dieses andere Leben, dieses angeblich paradiesische.

Die Stadt ist die Zukunft – und schafft die Probleme der Zukunft, schafft Wohnraumknappheit und Gentrifizierung und Anonymisierung und Arbeitslosigkeit und Überbevölkerung. Das Landleben hat von allein keine Zukunft – aber Lösungen für die Zukunft, hat Platz und Freiraum und schafft menschliche Nähe. Doch selbst aufs Land ziehen? Wo käme man da denn hin? Und was soll man da?

Ich bin in einer Stadt geboren und in einer Stadt aufgewachsen. Es waren keine Metropolen, aber noch weniger waren es Dörfer. Im Grunde war das Außerhalb einer Stadt eine unbekannte Welt. Und: Ich vermisste nichts. Die Kindheit auf dem Hinterhof war eine gute. Zum Landleben kam ich, weil mich meine Suche nach Arbeit statt nach Hamburg nach Lüchow verschlug. Ein Grund zum Jubeln war das für mich nicht. Das Schicksal schickte mich raus in die Provinz.

## *Keine Filter mehr*

Der Schritt fiel zuerst schwer, stellte sich bald aber als angenehm heraus. Seitdem ich nicht mehr in der Stadt wohne, lebe ich bewusster, mehr im Augenblick. Das Landleben verlangt keine Filter. Es lärmt nicht dauernd etwas, es drängen sich keine Menschen aneinander vorbei, ohne einander wahrzunehmen. Im Kontrast von Stadt- und Landleben stellt sich jedem die Frage: Wie will ich eigentlich leben? Für welches der beiden Lebensmodelle entscheide ich mich?

Das Leben auf dem Land kann genial sein und gnadenlos. Es ist nicht per se das bessere und nicht per se das schlechtere. Das Leben auf dem Land ist mehr als in der Stadt das, was man daraus macht. Das Land stirbt, aber es lebt dort, wo die Lebenden es am Leben halten. Es blüht dort, wo aktive Dorfgemeinschaften zusammenstehen und das Dorfleben gestalten, wo sie gemeinsam ihre Zukunft in die Hand nehmen statt vergebens auf Hilfe von außen zu warten.

*„Im Grunde war das Außerhalb einer Stadt eine unbekannte Welt. Und: Ich vermisste nichts.“*

Was tun die Menschen hier im Wendland nicht alles, um sich gegen den Niedergang ihres Landstrichs zu stemmen! Jugendliche organisieren Partys auf Feldern, Schauspielgruppen stampfen Privattheater aus dem Boden, ein Jazzverein holt Musiker aufs Dorf, Kommunen probieren neue Arten des Zusammenlebens aus, Gärtner experimentieren mit anderen Arten des Wirtschaftens wie der Solidarischen Landwirtschaft.

In Luckau gibt es einen Dorfbürgerverein, der ein Haus ausgebaut hat, wo sich die Menschen einmal in der Woche treffen. In Zernien, wo es nicht nur keine barrierefreie Haltestelle, sondern gleich gar keine mehr gibt, hilft der Verein Zernien mobil behinderten und alten Menschen, vom Dorf in die Stadt zu kommen. Die Vereinsmitglieder holen Immobile zu Hause ab und fahren sie, wohin sie müssen: zum Einkaufen, zum Arzt, zur Physiotherapie oder zum Kaffeetrinken.

Aber nicht immer werden hier auf dem Land Probleme so pragmatisch gelöst. Es gibt auch Negativbeispiele von sturer Gleichgültigkeit.

In der Kleinstadt Dannenberg verweigerte die Schulbehörde kürzlich einem gehbehinderten Grundschulkind die Schaffung eines barrierefreien Zugangs zu den Fachräumen im ersten Stock. Begründung: In der Grundschule müsse nicht jeder Fachraum erreichbar sein. Fachräume seien wünschenswert, aber nicht gesetzlich vorgeschrieben. Ob das in einer Großstadt auch so gelaufen wäre?

Beim Thema Inklusion hat das Land also noch einigen Nachholbedarf. Es bietet aber auch Raum für Ideen, für ein Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung. In Lüchow arbeitet eine Frau mit Downsyndrom in einem Laden für Tierfutter. Sie steht hinter der Theke, bedient geduldig, ist immer freundlich, beliebt bei der Kundschaft. Sie gehört dazu, einfach so. Das gibt es auch.

## *Die Energie der Innovation*

Das Land braucht Ideen jenseits von Konsumzwang und überdrehtem Kapitalismus, und es hat Platz dafür. Wenn Menschen ihre Utopien und Visionen vom Zusammenleben umsetzen, werden andere angezogen von der Kraft der Gemeinschaft und der Energie der Innovation. Wo die Nachbarn einander sehen und sich gegenseitig helfen, da kann das Landleben unendlich viel mehr sein als ein zerfallender Organismus von vorgestern. Sicher: Es ist anstrengender, ein Dorf zu beleben als die Stadt, die scheinbar von selbst läuft. Die vor sich hin brummt, unabhängig davon, ob ein Einzelner sich engagiert oder nicht. Auf dem Land ist der Einsatz von allen gefragt. Aber wo Menschen miteinander einstehen für die Zukunft ihres Dorfes, da können ländliche Regionen mehr sein als ein naiver Traum von der heilen Welt. —

# Landleben in Zahlen

**47** Mio.

## Menschen

leben auf dem Land – mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung Deutschlands.

**8,2** %

## der Bewohner

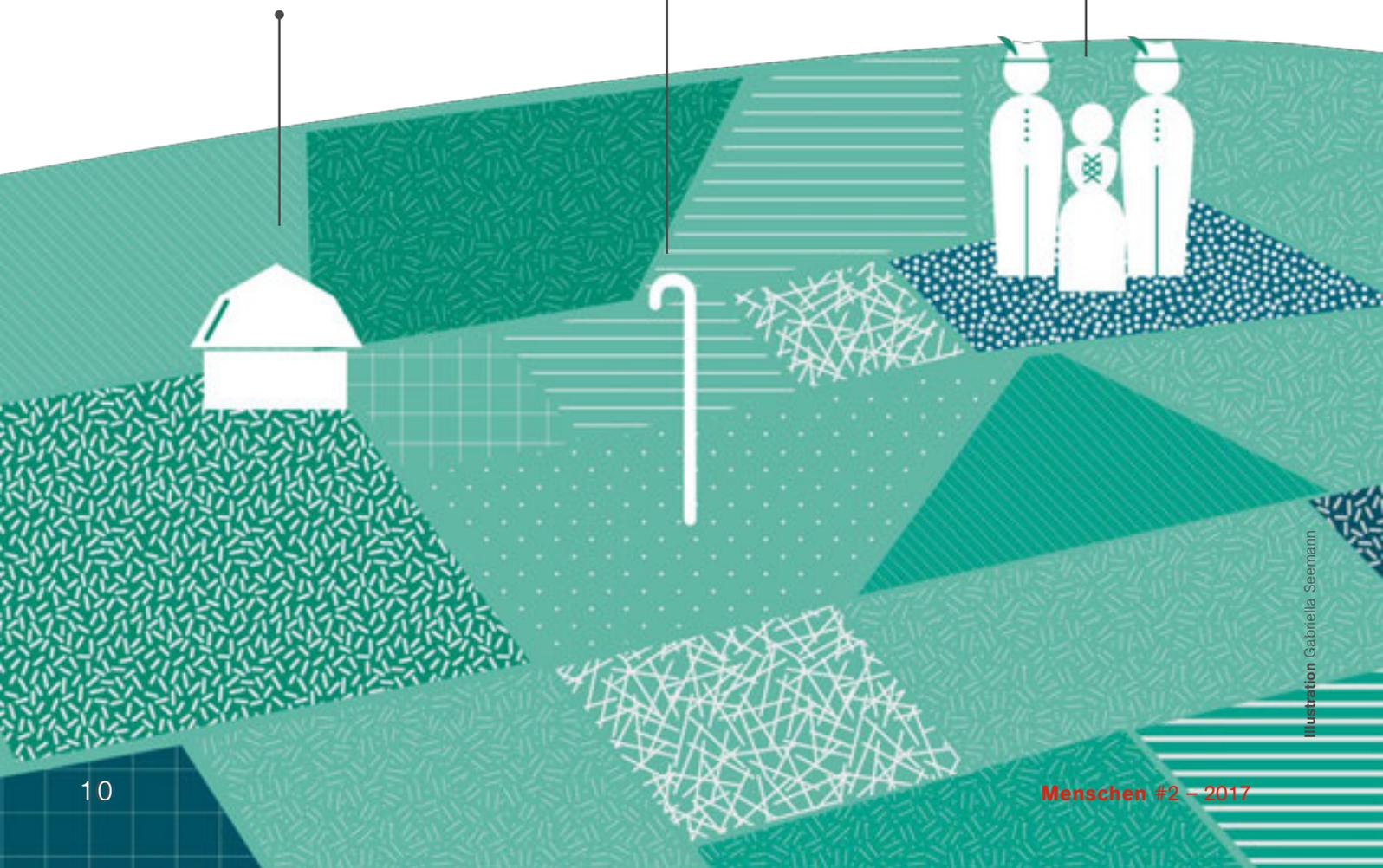
im Landkreis Osterode am Harz sind älter als 80 Jahre – das ist bundesweiter Rekord. In vielen ländlichen Gebieten liegt der Anteil der Senioren und Hochbetagten deutlich über dem Bundesdurchschnitt von 5,6 %.

Bis zu

**20** %

## weniger Frauen

als Männer in der Altersgruppe der 20- bis 40-Jährigen wohnen in strukturschwachen Regionen auf dem Land.



# 1,34 Mrd.

## Euro jährlich

erhält Deutschland aus dem Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums. Zusammen mit weiteren Geldern des Bundeshaushalts stehen damit jährlich rund zwei Milliarden Euro zur Verfügung. Schwerpunkt der Förderung sind Agrar, Umwelt- und Klimaschutz.

# 45 %

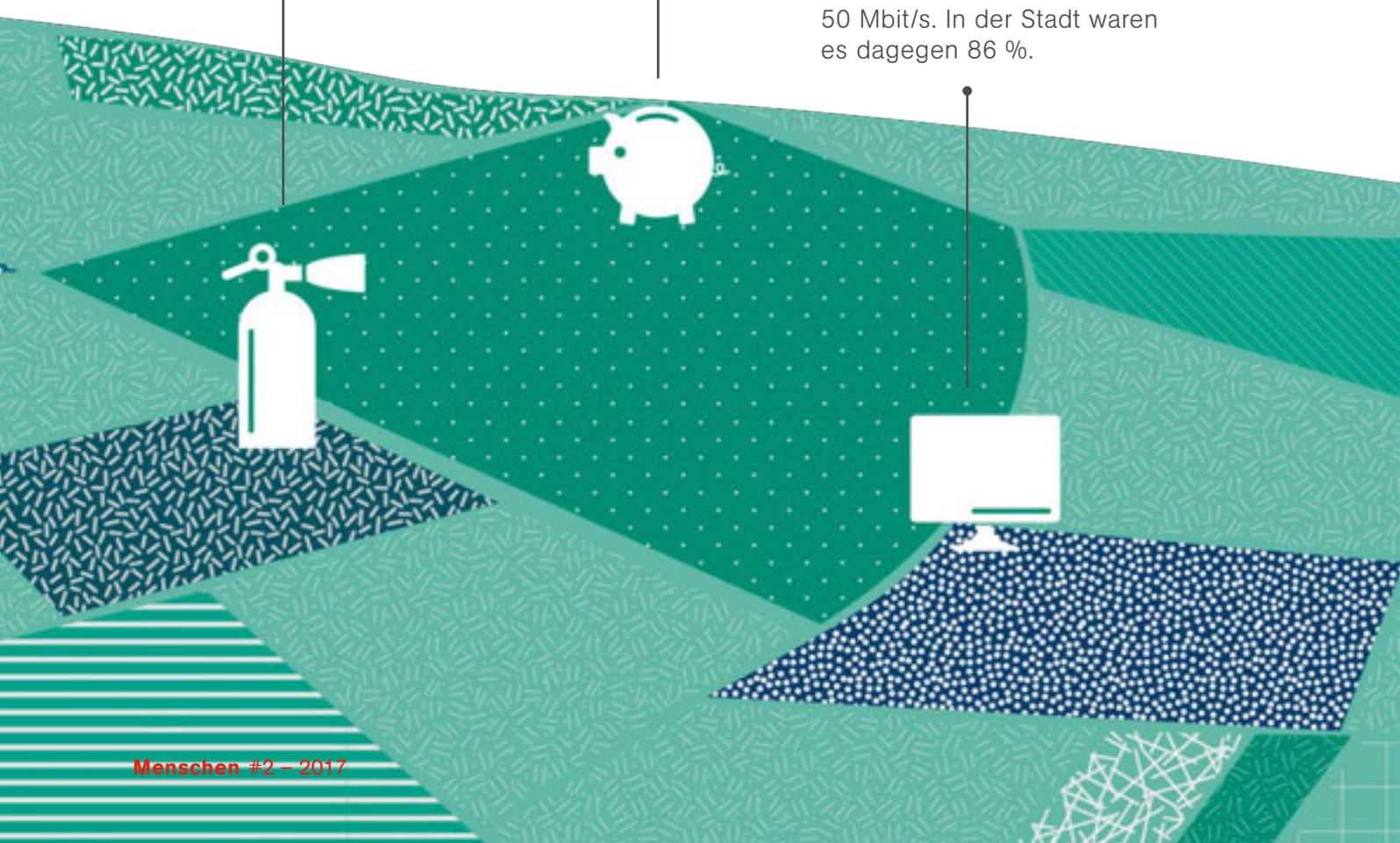
## der Landbewohner

engagieren sich ehrenamtlich. Die Männer sind deutlich aktiver (knapp jeder Zweite) als die Frauen (42 %).

# 28 %

## der Haushalte

in ländlich geprägten Gebieten hatten 2015 Zugang zum Breitbandinternet mit mindestens 50 Mbit/s. In der Stadt waren es dagegen 86 %.



## **Hubert Lucht**

*Vogel auf der Wiese, 2010,*

*Acryl auf Leinwand*

---

Hubert Lucht hat eine komplizierte Sehstörung. Scharf sieht er nur, was höchstens 60 Zentimeter entfernt ist. Tiere und Natur sind wiederkehrende Motive des heute 64-Jährigen. Die Perspektive seiner Bilder ist zweidimensional. Was und wie er malt, wird bestimmt von seiner Vorstellung.



Bild Kreativwerkstatt Ausdruck, Kloster Eberbach, Cochem

Zu Besuch bei

# Raumpioni

Text Astrid Eichstedt

**Was zuerst auffällt**, ist die Weite: endloser Himmel über ebensolcher Landschaft. Weite und Stille, die nur durchbrochen wird vom Rauschen der Blätter. Viel menschenleeren Raum gab es im Nordosten Deutschlands schon immer. Seitdem nach der Wende die Abwanderung gen Westen einsetzte, ist es noch leerer geworden. Brachliegende Höfe und verlassene Häuser zeugen davon. In Mecklenburg-Vorpommern kommen im Schnitt 70 Einwohner auf einen Quadratkilometer, in Nordrhein-Westfalen sind es mehr als siebenmal so viele. Für Wibke Seifarth und Stefan Raabe, beide 34, ist das eine Chance. Im 70-Seelen-Dorf Gatschow fanden sie auf einem 3.500 Hektar großen Grundstück, mit mehreren über hundert Jahre alten Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, genügend Freiraum für ein neues Lebenskonzept und vielfältige Aktivitäten.

Die beiden sind Raumpioniere. Menschen, die dahin gehen, wo andere keine Zukunft mehr sehen. Menschen, die Leerraum mit neuem Leben füllen und darauf vertrauen, dass man mit guten Ideen, eigener Hände Arbeit und einem funktionierenden Netzwerk viel verändern kann. Der Begriff Raumpioniere stammt aus der Wissenschaft, die dieses Phänomen seit einigen Jahren beobachtet und erforscht. Zuerst tauchten sie in Städten auf, wo sie Räume durch Neu- und Zwischenutzung belebten. Inzwischen gibt es auch immer mehr Raumpioniere auf dem Land. In der Regel sind sie gut ausgebildet, etwa als Lehrer, Handwerker, Landwirte, Naturwissenschaftler oder Soziologen. Sie engagieren sich privat oder in der >



Foto Valerie Schmidt

eren



➤ Kommunalpolitik, sind jung oder auch schon älter, pflanzen Rübensorten aus vergangenen Zeiten an oder bauen Solaranlagen von morgen. Gemeinsam ist ihnen ihr Pioniergeist und ihr hohes Maß an Selbstorganisation, fast immer gepaart mit einem Streben nach Nachhaltigkeit. Raumpioniere bringen eigene Ressourcen ein, stöbern Potenziale auf und erarbeiten neue, kreative Lösungen in Kooperationen mit Freunden, Nachbarn und Gleichgesinnten. Viele haben Städten den Rücken gekehrt, etwa wegen der Hektik, der schlechten Luft und der mangelnden Spielgelegenheiten für ihre Kinder. Andere leben bereits seit Langem im ländlichen Raum und weigern sich, diesen aufzugeben.

Wibke Seifarth ist in einem Dorf in Thüringen aufgewachsen und hat später an der Hochschule für nachhaltige Entwicklung in Eberswalde Landschaftsnutzung und Naturschutz studiert. Stefan Raabe, gelernter Werkzeugmechaniker und Heizungsmonteur, kommt aus der nahe gelegenen Kleinstadt Grimmen. Auf der Suche nach einer Werkstatt, in der er selbstständig und vor allem selbstbestimmt arbeiten konnte, fand er 2005 den verlassenenen, teilweise verfallenen Hof in Gatschow, der günstig zu haben war. 2007 gründete er mit anderen den Verein Landkombinat e.V., in dessen Besitz sich Hof und Gelände seither befinden. Als vor vier Jahren ihre Tochter geboren wurde, zog Wibke Seifarth nach.

Im Begriff Landkombinat klingen zwar ironisch die sozialistischen Großbetriebe von einst mit, gemeint ist jedoch die Verbindung verschiedener Lebensbereiche und unterschiedlicher Menschen, gemäß der Bedeutung des lateinischen Worts *combinatus* – vereinigt. Tatsächlich ist die Gemeinschaft ein entscheidender Faktor im Wirken der Raumpioniere. Wibke Seifarth erklärt das so: „Wir finden, dass man Wissen und Technik nicht privatisieren sollte, sondern dass es eigentlich allen gehört. Und dass man viel bessere Sachen entdecken und schaffen kann, wenn man sein Wissen teilt und die Menschen voneinander profitieren können.“ Wie beim Saftpressen. Jeden

Herbst veranstaltet das Paar vier bis sechs Wochen lang Safttage, zu denen es Menschen einlädt, um gemeinsam Obst zu pflücken und daraus Saft zu pressen. Die Saftpressen haben sie selbst gebaut. Das hierzu nötige Wissen geben sie auch in Workshops weiter, damit andere ihre eigenen Pressen bauen und Safttage veranstalten können. Außerdem verleihen sie ihre Pressen wie auch anderes Werkzeug. Wibke Seifarth: „Wir könnten natürlich sagen: Wir verdienen Geld damit, dass alle immer herkommen und unsere Presse nutzen. Aber das ist nicht das, was wir wollen.“ Viel cooler finden es die beiden, solche Projekte auf den Weg zu bringen.

*„Die Gemeinschaft ist ein entscheidender Faktor im Wirken der Raumpioniere.“*

Im Oktober 2017 fanden erstmals inklusive Safttage statt. Die Idee dazu kam von Wibke Seifarths Freundin Lena Strixner, die als Projektleiterin für Bergwaldprojekt e.V. arbeitet. Der Verein veranstaltet jedes Jahr Projektwochen für Gruppen von Menschen mit und ohne Behinderung sowie für Geflüchtete. Seit vier Jahren wird je eine der Wochen von der Aktion Mensch gefördert. Die Teilnehmer engagieren sich gemeinsam ehrenamtlich in der freien Natur, machen neue Erfahrungen und können neue Menschen und Gegenden kennenlernen. Betreuung, Verpflegung und Unterkunft werden gestellt. Untergebracht wurden die Teilnehmer ganz in der Nähe in Seltz, wo der Verein Urlaub miteinander barrierefreie Übernachtungsmöglichkeiten für Menschen mit und ohne Behinderung anbietet. „Wir wollen das gerne wiederholen. Es war für uns auch schön, mit jemandem hier in der Region zusammenzuarbeiten“, sagt Wibke Seifarth. Um mitzuarbeiten, kommen häufig Gäste, Freunde und manchmal auch Kindergruppen auf den Hof. Übers Internet sind Wibke Seifarth und Stefan Raabe weltweit ➤



**Raumpioniere** Wibke Seifarth und Stefan Raabe (links unten) setzen auf Gemeinschaft und bauen dort etwas auf, wo andere keine Zukunft sehen. Bereit für den Allwettereinsatz (links oben). Bei den ersten inklusiven Safttagen herrschte beste Stimmung (rechts oben). Selbst gepflückte Vitamine (rechts unten).

› vernetzt – mit anderen Projekten und mit verschiedenen Freiwilligenportalen. Immer wieder arbeiten Interessierte gegen Kost und Logis für eine Woche oder länger bei verschiedenen Aktivitäten mit, wie zum Beispiel der Sanierung und dem Ausbau der Gebäude. Gerade sind drei Frauen, darunter eine aus Asien, zusammen mit Stefan Raabe dabei, ein neues Fachwerkhaus zwecks Wärmedämmung mit Strohballen zu ummanteln, die später verputzt werden. Der erste Versuch war schiefgegangen. Wegen fehlender Isolation zwischen Fachwerk und Strohballen war mit der Zeit zu viel Feuchtigkeit von innen ins Stroh gedrungen. Also alles wieder runter und noch mal von vorn. Die vielen motivierten Helfer machen den Ärger fast wieder wett. Dass man durch Fehler lernt, erlebt Wibke Seifarth hin und wieder auch beim Obst- und Gemüseanbau. Dann denkt sie: Toll, dass ich im nächsten Jahr noch mal versuchen kann, es besser zu machen.

## „Selbst etwas auf die Beine zu stellen, ist Prinzip.“

Den Kontakt zu den Leuten in der Umgebung beschreibt das Paar als gut. „Neulich“, erzählt Stefan Raabe, „war ein Freund von uns zu Besuch und hat in der Zeit für eine ältere Nachbarin ein Gartentor gebaut. Sie hat dann eine Spende für die Werkstatt gegeben. Inzwischen wissen die Leute im Dorf, dass sie hier anfragen können. Das spricht sich mehr und mehr rum.“ Einmal im Monat veranstaltet er ein Repaircafé, zu dem Menschen defekte Sachen bringen, die sie dann gemeinsam reparieren. „Gerade sind wir mit einem Tischler im Gespräch, der einen Drechselworkshop anbieten will. Viele wissen mittlerweile, dass wir so ein gutes Netzwerk haben und dass man den Ort nutzen kann, weil es hier schon Strukturen gibt, wo man nicht von null anfangen muss.“

Auf die Frage, ob sie nicht manchmal Theater, Kneipen, Kino und Konzerte vermissen, schütteln beide den Kopf. „Klar, können wir keinen Veranstaltungskalender aufschlagen und überlegen: Wo gehen wir heute Abend hin? Aber eigentlich passiert hier unheimlich viel“, sagt Wibke Seifarth. „Wir haben eine Theatergruppe, mit der wir Stücke aufführen. Im Sommer gibt es Hoffeste und im Winter treffen wir uns alle zwei Wochen zu Filmabenden. Das ist dann unser Dorfkino.“ Selbst etwas auf die Beine zu stellen, ist Prinzip. Sich zurücklehnen und auf Knopfdruck konsumieren geht nicht, und das wollen die beiden auch nicht. Dafür nehmen sie in Kauf, ab und zu Nebenjobs anzunehmen oder Fördergelder einzuwerben, um die Finanzierung zu sichern. „Wir brauchen wenig Geld“, erklärt Wibke Seifarth. „Zu sechst nutzen wir zwei Autos, die wir uns mit den Nachbarn teilen. Obst und Gemüse bauen wir selbst an.“

Der Mangel bringt auch ein Stück Freiheit. Und die ostdeutschen Bundesländer bieten nicht nur deshalb willkommene Voraussetzungen für Raumpioniere, weil hier viel Leerraum günstig zu haben ist, sondern auch, weil die behördlichen Reglementierungen manchmal nicht ganz so streng sind wie im übrigen Bundesgebiet. Hier schaut nicht ständig jemand nach, wie viele Toiletten es für wie viele Gäste gibt und ob der Giebel der neuen Scheune auch den richtigen Winkel hat. „In Oberbayern, wo meine Eltern wohnen, ist alles schon fertig“, meint Lena Strixner vom Bergwaldprojekt. „Da gibt es sehr viel Geld und hohe Ansprüche daran, was man alles braucht. Hier in Ostdeutschland ist es viel bodenständiger.“ Und das nicht nur im übertragenen Sinn. Der Weg zum Landkombinat ist uneben und steinig. Ein Sinnbild für den Lebensweg, den die Raumpioniere eingeschlagen haben? Vielleicht. Doch sie beweisen auch, dass ein gutes Leben nicht unbedingt Bequemlichkeit oder Reichtum braucht, aber eine funktionierende Gemeinschaft. —



### **Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.



**BE THE  
DIFFERENCE**

[www.kaercher.com/CSR](http://www.kaercher.com/CSR)

# EINE SAUBERE SACHE

Als guter Unternehmensbürger übernehmen wir Verantwortung, um die Welt lebenswerter zu machen. Mit Produkten, die nicht nur effizient reinigen, sondern deren gesamter Lebenszyklus auf Umweltverträglichkeit optimiert ist. Die nicht nur auf Marktbedürfnisse eingehen, sondern für unsere Kunden echte Werte schaffen. Mit einer nachhaltigen Unternehmensführung, die sich nicht nur für die Reduzierung unseres ökologischen Fußabdrucks einsetzt, sondern auch für attraktive Arbeitsbedingungen und einen wertschätzenden Umgang miteinander. Und zu guter Letzt mit tatkräftigem Engagement, ob bei anspruchsvollen Reinigungsprojekten an unserem Kulturerbe oder für Menschen, die durch Naturkatastrophen in Not geraten sind.

**Be the difference.**

# KÄRCHER

makes a difference

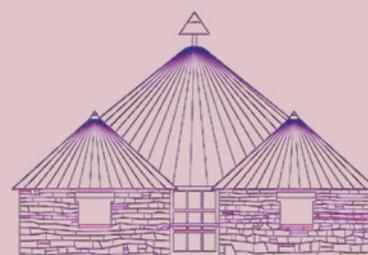
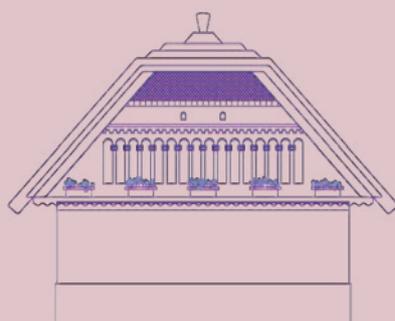
# Netze knüpfen

*Ideen aus Europa für soziale Inklusion.*

Text Stefanie Wulff

Die Europäische Union (EU) hat die Förderung sozialer Inklusion in ländlichen Räumen zu einer ihrer Prioritäten erklärt. Um dieses und andere soziale Ziele zu erreichen, aber auch mit Blick auf die wirtschaftliche und umweltpolitische Entwicklung strukturschwacher Regionen, hat die EU den Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums eingerichtet.

100 Milliarden Euro stehen für den Zeitraum 2014 bis 2020 bereit. Jedes EU-Land erhält in diesen sieben Jahren daraus Mittel. Bis jetzt wurden mit diesem Geld viele Impulse für mehr soziale Inklusion in verschiedenen Regionen Europas gesetzt. Die folgenden Best-Practice-Projekte stammen aus einer Liste von Beispielen, die das „European Network for Rural Development“ veröffentlicht hat.



## *Ungarn*

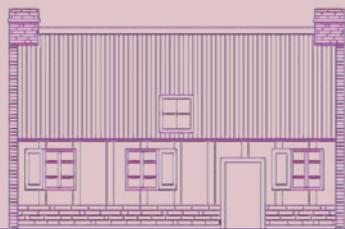
### **Bessere Chancen für Roma-Kinder**

In ländlichen Gebieten Ungarns sind viele Roma-Gemeinschaften von Diskriminierung betroffen und haben unter anderem Schwierigkeiten, Bildungsangebote wahrzunehmen und Arbeit zu finden. Im Dorf Méra in der Region Borsod-Abaúj-Zemplén starteten Roma-Eltern eine Trainingsreihe, um ihren Kindern bessere Zukunftschancen zu eröffnen. Gemeinsam mit anderen Bewohnern des Dorfes entwickelten sie Strategien, wie ihre Kinder mehr Bildung, Jobchancen und Lebensqualität genießen können. Von den Trainings der Eltern sollen die gesamte Familie profitieren und das Miteinander von Roma und anderen Dorfbewohnern gefördert werden.

## *Spanien*

### **Selbstständigkeit trainieren**

In kleinen Ortschaften in Galizien wohnen viele Menschen mit Behinderung auch im Erwachsenenalter noch im Elternhaus. Ein Grund dafür sind fehlende Unterstützungsangebote, die ihnen einen Auszug und ein selbstständiges Leben ermöglichen würden. Hier setzt ein Projekt des Verbands Avante an. Menschen mit Behinderung haben die Möglichkeit, in einem Trainingszentrum alle wichtigen Fähigkeiten für ein selbstständiges Leben zu erlernen – von ganz alltäglichen Haushaltsdingen bis zu sozialen Fähigkeiten und Berufsvorbereitung. So bauen sie Selbstvertrauen auf und werden gestärkt auf ihrem Weg in ein selbstbestimmtes Leben jenseits des Elternhauses.



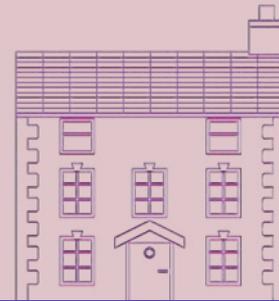
### *Belgien* **Soziale Dienste kooperieren**

Menschen, die auf Unterstützung, Assistenz und Pflegeleistungen angewiesen sind, haben es in der Region Flandern jetzt etwas einfacher. In der Vergangenheit war es in den kleinen Kommunen schwierig, alle nötigen Leistungen zu bekommen. Gleichzeitig hatten es die Betroffenen mit einer Vielzahl von mobilen Anbietern und Organisationen zu tun, deren Angebote sich aber teilweise überlappten. Deshalb vereinbarten die sozialen Dienste jetzt eine Kooperation. Die Einwohner des ländlichen Raums, die Pflege- und Hilfsleistungen benötigen, haben es jetzt nur noch mit einem einzigen Ansprechpartner zu tun. Er koordiniert die nötigen Serviceleistungen mit allen Partnerorganisationen des Netzwerks.



### *Italien* **Flüchtlinge und Einheimische qualifizieren**

In der Nähe von zwei Zentren für Asylsuchende in der zwischen Rom und Neapel gelegenen Provinz Frosinone startete ein soziales Unternehmen ein Projekt, das sich an arbeitslose Einheimische der strukturschwachen Region und an die Flüchtlinge aus meist afrikanischen Ländern richtet. Die Teilnehmer wurden in einer Trainingsreihe zu Erwerbs- und Entwicklungsmöglichkeiten auf dem Land geschult. Inhalte der Fortbildungsreihe waren unter anderem Möglichkeiten der Existenzgründung, soziale Landwirtschaft und Fördermöglichkeiten der Europäischen Union. Nach dem theoretischen Teil sammelten die Teilnehmer praktische Berufserfahrung als Praktikanten im Botanischen Garten der Region und in den Büros der Veranstalter. Die Fortbildung verbesserte nicht nur ihre Aussichten auf einen Job, sie motivierte die Gruppe auch, gemeinsam eine neue Initiative zu gründen. Mit Rise Hub wollen sie sich künftig für Wachstum, Entwicklung und soziale Inklusion in ländlichen Regionen einsetzen.



### *Großbritannien* **Barrierefreier Bus on demand**

Wer auf dem Land wohnt und nicht selbst Auto fahren kann oder will, kennt das Problem: Der öffentliche Nahverkehr ist – wenn überhaupt – nur rudimentär verfügbar. In der Region Westwales haben mehrere Gemeinden deshalb gemeinsam mit der University of South Wales den Bwcabus, der nach einer Sagengestalt benannt ist, gegründet: Neben festen Routen, die einzelne Ortschaften verbinden und Anschluss zu anderen Bus- und Bahnlinien ermöglichen, können registrierte Nutzer in entlegenen Gegenden einen Bwcabus auch telefonisch buchen und sich zu Hause abholen lassen. Die Busse sind barrierefrei ausgebaut und können von Menschen mit eingeschränkter Mobilität genutzt werden.



**Mehr wissen**  
Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.



# Kleine Kommunen, große Ziele

Text Dagmar Puh Fotos Andreas Reeg (Nieder-Olm), Isadora Tast (Schneverdingen)

# Im Rahmen der Initiative Kommune Inklusiv unterstützt die Aktion Mensch fünf Kommunen dabei, inklusiver zu werden. Was haben die ländlich geprägten Gemeinden Nieder-Olm und Schneverdingen in den nächsten Jahren vor? Und worum geht es insgesamt bei Kommune Inklusiv?

**Inklusion muss stattfinden**, wo das Leben spielt. Also da, wo Menschen wohnen, arbeiten und ihre Freizeit verbringen, wo sie sich im Alltag begegnen und austauschen: in den Städten und Vierteln, den Dörfern und Gemeinden. Dieser Gedanke steckt hinter der Initiative Kommune Inklusiv, mit der die Aktion Mensch seit Anfang 2017 fünf Modellkommunen dabei unterstützt, in den kommenden Jahren inklusiver zu werden. „Wir helfen den Akteuren in den Kommunen unter anderem mit Beratung und Fortbildungsmaßnahmen dabei, nachhaltige Inklusionsnetzwerke aus Verwaltung, Vereinen, Wohlfahrtsverbänden, Selbsthilfe und Unternehmen auf- und auszubauen“, erläutert Carolina Zibell, die bei Aktion Mensch für die Initiative verantwortlich ist. „In jeder Kommune steuert ein sogenannter Netzwerkkoordinator diesen Prozess. Die Kooperationspartner in den Netzwerken entwickeln und erproben dann Inklusionskonzepte, die auf die Bedürfnisse vor Ort zugeschnitten sind, perspektivisch aber auch als Vorbild für andere Kommunen in Deutschland dienen sollen. Der Begriff Inklusion ist dabei weit gefasst: Es geht darum, bestehende Barrieren für möglichst viele Gruppen abzubauen.“ Ob und wie deutlich sich die Teilhabemöglichkeiten in den Modellkommunen verbessern, evaluieren Wissenschaftler der Universität Frankfurt am Main, die den gesamten Prozess begleiten.

Rund 130 Kommunen aus ganz Deutschland hatten sich für eine Teilnahme an Kommune Inklusiv beworben. Nach eingehender Prüfung wurden schließlich Rostock, Erlangen, Schwäbisch Gmünd,

Nieder-Olm und Schneverdingen als Pilotregionen ausgewählt. Bei der Auswahl hat Aktion Mensch viele verschiedene Aspekte geprüft: Ist die kommunale Verwaltung aktiver Partner des Netzwerks? Können alle Beteiligten auch auf lange Sicht ausreichend Engagement und Professionalität aufbringen? Haben die Akteure ein breites Inklusionsverständnis, das über Maßnahmen wie Rollstuhlrampen oder Niederflurbusse hinausgeht? Wie werden die Bürger in die Prozesse einbezogen? Sind die Ziele, die sich die Kommunen gesteckt haben, realistisch? Und haben die geplanten Maßnahmen tatsächlich das Potenzial, die Teilhabemöglichkeiten vor Ort zu steigern? „Außerdem haben wir darauf geachtet, dass sowohl Städte als auch Gemeinden im ländlichen Raum im Programm vertreten sind und dass der Stand der Inklusion unterschiedlich ist“, erläutert Zibell. Letzteres zeigt sich an Nieder-Olm und Schneverdingen, den beiden kleinsten Kommunen, die bei Kommune Inklusiv mitmachen. Während es in Nieder-Olm schon lange feste Strukturen und gezielte Maßnahmen gibt, die Inklusion vorantreiben sollen, ist ein systematischer Umgang mit dem Thema für Schneverdingen noch relativ neu.

Wie die beiden Gemeinden mit den unterschiedlichen Voraussetzungen umgehen, welche Pläne und Herausforderungen es jeweils gibt und welche Menschen an einer inklusiveren Zukunft auf dem Land mitarbeiten, stellen wir auf den nächsten Seiten vor. >

**Name:**

Verbandsgemeinde Nieder-Olm

**Bundesland:**

Rheinland-Pfalz

**GPS-Koordinaten:**

49°53'54" N, 8°12'09" O

**Einwohner:**

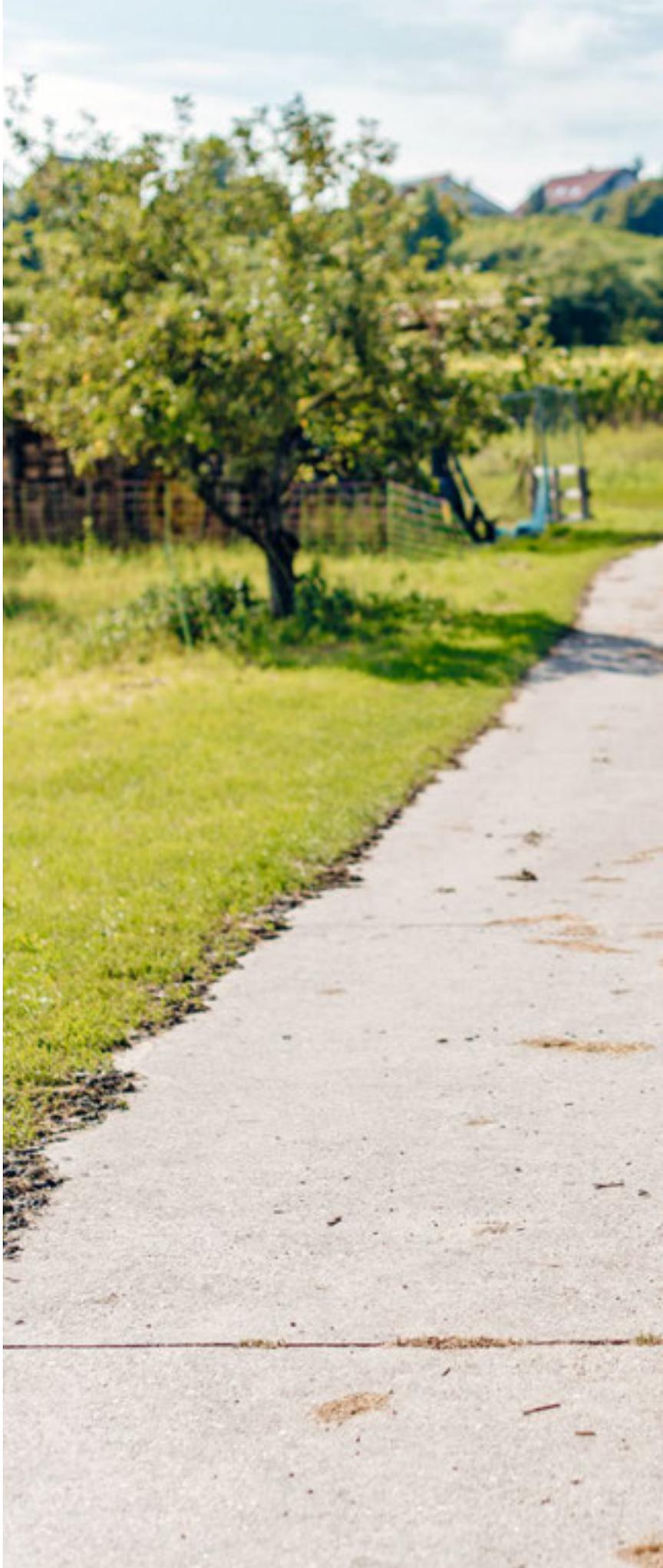
34.500

**Charakter:**

offen, freundlich, bunt

**Dienstags ist Markt** in Nieder-Olm. Gracia Schade trifft man dort fast jede Woche. Zum Einkaufen kommt die Koordinatorin des örtlichen Netzwerks von Kommune Inklusiv aber nicht her – zumindest nicht in erster Linie. Stattdessen ist sie hier mit Menschen mit und ohne Behinderung verabredet, die dasselbe wollen wie sie: ein Lebensumfeld gestalten, in dem jede und jeder problemlos und selbstverständlich am öffentlichen Leben teilhaben kann. „Meist diskutieren wir bei einem Glas Wein über unsere Ideen und kommen dabei auch mit anderen Leuten auf dem Markt ins Gespräch“, erzählt Schade. „Dadurch ergeben sich oft ganz neue Perspektiven.“ Der informelle Inklusionstreff am Weinstand illustriert, was Nieder-Olm und viele seiner Bewohnerinnen und Bewohner ausmacht: Unkompliziert sind sie, lebensfroh, engagiert – und offen für Neues.

Die Verbandsgemeinde Nieder-Olm liegt in der Region Rheinhessen, ganz in der Nähe der rheinland-pfälzischen Landeshauptstadt Mainz. Sie besteht aus den Ortsgemeinden Essenheim, Jugenheim, Klein-Winternheim, Ober-Olm, Sörgenloch, Stackeden-Elsheim, Zornheim und der Stadt Nieder-Olm. Weinberge und sanfte Hügel prägen die Landschaft rund um die Ortschaften.





Die Schönheit der Gegend, die gute Anbindung an Mainz und die entspannte Lebensart machen die Verbandsgemeinde zu einer bevorzugten Wohngegend. In den letzten 40 Jahren hat sich die Einwohnerzahl mehr als verdoppelt. Aktuell leben hier rund 34.500 Menschen, davon etwa 10.000 in der Stadt Nieder-Olm.

Wie sich das Zusammenleben für all diese Menschen positiv gestalten lässt, ist eine Frage, die die Kommune schon länger umtreibt. Eine Reihe guter Antworten wurden bereits gefunden. Für ihren Einsatz gegen Fremdenfeindlichkeit wurde die Verbandsgemeinde 2010 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend als Ort der Vielfalt ausgezeichnet. Ein Jahr später entstand ein Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention, erarbeitet vom Beirat für Menschen mit Behinderung und der kommunalen Verwaltung. „Viele der Ziele, die im Plan aufgeführt sind, haben wir inzwischen erreicht“, sagt Annette Hambach-Spiegler, Abteilungsleiterin Bürgerdienste und damit zuständig für den Bereich Inklusion. Sie unterstützt den Kommune-Inklusiv-Prozess vonseiten der Verbandsgemeinde. „Um nur zwei Beispiele zu nennen: Die Beschäftigtenquote von Menschen mit Behinderung >

#### **Auf Augenhöhe**

Jeden Dienstag wird der Weinstand auf dem Markt von Nieder-Olm zum Inklusionstreff (oben). Alois Sacher (links) lebt in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung und ist gern in den umliegenden Weinbergen unterwegs.

> ist gestiegen. Und wichtige Amtsschreiben erhalten die Bürgerinnen und Bürger nun auch in Leichter Sprache.“ Außerdem ist die Verbandsgemeinde eine von bundesweit nur rund 50 Demenzfreundlichen Kommunen. Der Arbeitskreis Demenzfreundliche Verbandsgemeinde organisiert Veranstaltungen für Menschen mit und ohne Demenz und informiert über die besonderen Bedürfnisse von Menschen mit Demenz.

Im Rahmen von Kommune Inklusiv sollen weitere Teilhabebeschränkungen fallen. Genau genommen geht es in Nieder-Olm darum, acht Gemeinden inklusiver zu machen. „In einer Verbandsgemeinde ist jedes Mitglied rechtlich eigenständig und regelt viele Angelegenheiten selbst“, erläutert Bürgermeister Ralph Spiegler. „Außerdem hat jeder Ort andere Rahmenbedingungen, von der Geografie über die Einwohnerzahl bis zu den Vereinsstrukturen. Deshalb unterscheiden sich die Teilhabemöglichkeiten von Ort zu Ort teils erheblich.“ Mit Beratung und Unterstützung bei konkreten Projekten soll das Netzwerk von Kommune Inklusiv dazu beitragen, dass sich die Bedingungen angleichen.

Aktuell arbeiten im Netzwerk sieben Partnerorganisationen mit. Die Gesellschaft für ambulante und stationäre Altenhilfe ist dabei, genauso wie die Stiftung Nieder-Ramstädter Diakonie, die Lebenshilfe Mainz-Bingen und die Lebenshilfe Rheinland-Pfalz, die Landesarbeitsgemeinschaft Selbsthilfe Behinderter und chronisch Kranker, die Gesellschaft für psychosoziale Einrichtungen und die Landesantidiskriminierungsstelle Rheinland-Pfalz. Unter dem Motto „Alle sind wichtig! Für ein gutes Miteinander“ wurden schon eine Reihe von Projektideen entwickelt, die den Zugang von Menschen mit Behinderung, älteren Menschen und Geflüchteten in den Bereichen Freizeit, Arbeit, Bildung und Gesundheit verbessern sollen. Die Fokussierung auf diese Zielgruppen und Handlungsfelder hat sich im Laufe der Zusammenarbeit mit Aktion Mensch ergeben. „Ursprünglich hatten wir ein viel breiter angelegtes Konzept im Kopf, so eine Art Alles-für-alle-Ansatz“, berichtet Schade. „Im Austausch mit der Aktion Mensch und den anderen Modell-



#### **Klare Zielsetzung**

Ralph Spiegler setzt sich als Bürgermeister der Verbandsgemeinde Nieder-Olm für ein inklusives Miteinander ein.

kommunen haben wir aber gemerkt, dass wir uns damit eher verzetteln.“ Trotz der Reduzierung ist der Katalog der Maßnahmen, die ab 2018 umgesetzt werden sollen, beeindruckend. Geplant sind zum Beispiel Infoblätter in Leichter Sprache über Gesundheitsvorsorge, ein Angebot, das Unternehmen und arbeitssuchende Menschen mit Behinderung oder Fluchthintergrund zusammenbringt sowie eine Freizeitassistenz für Menschen mit kognitiver Einschränkung. Als Erstes soll der Bildungstreff starten, bei dem Menschen mit kognitiver Einschränkung, aber auch Geflüchtete und ältere Menschen, ihre Lese- und Schreibfähigkeiten trainieren und Hilfe beim Umgang mit Briefen von Behörden bekommen. „Dieses Angebot hat für uns Priorität, weil wir damit mehrere Zielgruppen erreichen“, erklärt Annette Hambach-Spiegler. „Danach sehen wir, was sich wie entwickelt.“

Eine Aktion steht allerdings felsenfest: Beim Nieder-Olmer Fassenachtsumzug 2018, dem wichtigsten Ereignis im lokalen Kalender, wird das Kommune-Inklusiv-Netzwerk mit einem eigenen Festwagen dabei sein. „Da zeigen wir Gesicht“, sagt Gracia Schade, „und werden garantiert sehr viel Spaß haben!“ >



### Offenes Klima

In der Küche der Stiftung Nieder-Ramstädter Diakonie arbeiten Menschen mit und ohne Behinderung (oben). Gracia Schade unterwegs zum nächsten Termin (oben rechts). Straßenszene (unten).





## Gemeinsam spielen und lernen

In der Kindertagesstätte Lütenhof fühlen sich Kinder mit und ohne Behinderung wohl.

**Name:**

Schneverdingen

**Bundesland:**

Niedersachsen

**GPS-Koordinaten:**

53° 6' 58.435" N 9° 47' 32.437" O

**Einwohner:**

18.800

**Charakter:**

freundlich, bodenständig,  
engagiert

„**Herzlichen Glückwunsch!** Wir haben Ihre Gemeinde für die Teilnahme an unserer Initiative Kommune Inklusiv ausgewählt.“ Als diese Nachricht von Aktion Mensch im Februar in Schneverdingen ankam, hat Bürgermeisterin Meike Moog-Steffens erst mal tief durchgeatmet. „Ich habe mich sehr gefreut, schließlich haben wir uns ja mit viel Einsatz um die Teilnahme beworben“, sagt Moog-Steffens. „Aber es gab schon auch den Gedanken: Ist das nicht doch eine Nummer zu groß? Schließlich sind wir eine kleine Kommune mit begrenzten Ressourcen.“

Diese Bedenken sind inzwischen verschwunden, denn vor allem die überschaubare Größe der Gemeinde stellt sich mehr und mehr als eine wesentliche Stärke im Kommune-Inklusiv-Prozess heraus. Rund 18.800 Menschen leben in Schne-

verdingen, verteilt auf die gleichnamige Kleinstadt mit ihren etwa 13.000 Bewohnern und zehn umliegende Dörfer. Man kennt sich, der Austausch untereinander, aber auch zwischen Verwaltung und Bürgern, ist eng. Und dann ist da noch die besondere Mentalität der Schneverdinger. „Die Leute hier sind unglaublich engagiert und gestalten das Leben in ihren Ortschaften sehr, sehr aktiv mit“, sagt Gerhard Suder, Geschäftsführer der Lebenshilfe Soltau, der die Bewerbung bei Kommune Inklusiv angestoßen hatte.

Davon zeugt sehr eindrücklich das Stadtmarketing, ein Bürgerbeteiligungsprozess, der schon 2005 begonnen hat. Damals organisierte die Stadtverwaltung einen Workshop, bei dem jeder seine Ideen für ein attraktiveres Schneverdingen einbringen konnte. Daraus ist ein fortlaufender Prozess entstanden, in dem vor allem Ehrenamtler aktiv sind – und in dessen Rahmen mehr als 180 Projekte umgesetzt wurden. Seit einigen Jahren hat Schneverdingen beispielsweise ein Kino. Und einen Bürgerbus, der Menschen mit Mobilitätseinschränkungen von den Dörfern in die Stadt und wieder zurück bringt.

„An die Erfahrungen und Strukturen aus dem Stadtmarketing können wir mit Kommune Inklusiv sehr gut anknüpfen“, sagt Ulrike Schloo. Sie koordiniert gemeinsam mit Oliver Hofmann das Netzwerk der Initiative in Schneverdingen. Aktuell gehören unter anderen das örtliche Mehrgenerationenhaus, der Kulturverein Schneverdingen, der Turnverein Jahn, die Freiwillige Feuerwehr und Hilfen aus einer Hand, ein Träger der Kinder- und Jugendhilfe, dazu. Alle Netzwerkmitglieder sind etablierte Akteure, die mit ihren Angeboten seit Langem unterschiedlichste Menschen zusammenbringen und beim Abbau von Barrieren helfen. Das Ziel, das sie im Rahmen von Kommune Inklusiv anstreben, heißt: „Schneverdingen für alle“. Neben Vereinen und Unternehmen sind >



### In Eigenregie

Das Kino wird von Freiwilligen betrieben (oben links). Der Seniorentreff Schaukelstuhl ist immer gut besucht (unten). Ein Drittel der Schneverdingler ist über 60 Jahre alt.



➤ Einzelpersonen im Netzwerk engagiert. Eine davon ist Claudia Kaube, die infolge eines Multiple-Sklerose-Schubs seit zwei Jahren eine Gehbehinderung hat. „Vorher waren Inklusion und Barrierefreiheit für mich praktisch Fremdwörter“, erzählt sie. „Aber durch meine neue Lebenssituation hat sich der Blick sehr geweitet.“ Ihre Heimatstadt erlebt Kaube ganz neu, seit sie mit Rollator und Liegerad unterwegs ist: das Kopfsteinpflaster, die kurzen Ampelphasen, die wenigen Gastrobetriebe mit barrierefreier Toilette. „Es gibt noch einiges zu tun“, sagt Kaube. Besonders wichtig ist ihr, dass Menschen mit Behinderung, aber auch andere Gruppen, in Schneverdingen präsenter werden und selbstbewusst für ihre Interessen eintreten. „Gut wäre zum Beispiel ein Haus, wo sich alle Selbsthilfegruppen treffen und auch das Flüchtlingscafé angesiedelt sein könnte“, meint sie.

Ob die Idee von Claudia Kaube in die Tat umgesetzt wird und welche anderen Projekte im Rahmen von Kommune Inklusiv entstehen werden, ist – Stand Oktober 2017 – noch offen. Die Entscheidung hängt unter anderem davon ab, was die Schneverdinger wollen. Denn natürlich setzt auch Kommune Inklusiv auf Bürgerbeteiligung. Ende August fand im Saal des Freizeitbegegnungszentrums das erste Forum statt, bei dem Interessierte Fragen stellen und Vorschläge einbringen konnten. Fast 100 Menschen nahmen die Gelegenheit wahr. Bei der Veranstaltung wurde unter anderem deutlich, dass der Begriff Inklusion vielen noch unklar ist. „Die meisten denken nur an Inklusion in der Schule“, sagt Ulrike Schloo. Damit sich das bald ändert, steht Öffentlichkeitsarbeit ganz oben auf der To-do-Liste der beiden Koordinatoren. Angedacht sind beispielsweise eine Filmreihe im Schneverdinger Kino zum Thema Inklusion und Hospitationen der Koordinatoren bei verschiedenen Einrichtungen und Vereinen. „Dabei wollen wir mit noch mehr Menschen ins Gespräch kommen und ausloten, wo es vielleicht noch Teilhabebeschränkungen gibt, die wir gar nicht auf dem Schirm haben“, sagt Oliver Hofmann. „Und gleichzeitig natürlich auch mehr Bewusstsein für Inklusion schaffen.“



#### Entspannt aktiv

Ulrike Schloo (rechts) koordiniert gemeinsam mit Oliver Hofmann (nicht im Bild) das Netzwerk von Kommune inklusiv in Schneverdingen.

Dass die Schneverdinger großes Interesse daran haben, ihre Kommune lebenswert für alle zu gestalten, beweisen die Nachfragen, die seit dem Forum bei den Koordinatoren und im Rathaus eingehen. Wann es denn nun losgehe, wollen die Leute wissen. Da zeigt sich, dass es in Schneverdingen doch ein Problem mit Kommune Inklusiv gibt: Intensive Bürgerbeteiligung und die im Rahmen der Initiative vorgesehenen Abläufe passen nicht immer gut zusammen. „Kommune Inklusiv ist ja so angelegt, dass die Abläufe in allen Modellkommunen vergleichbar sind und die Vorbereitung viel Raum einnimmt“, schildert Gerhard Suder. „Es sollen ja gut durchdachte und nachhaltige Strukturen entstehen, die weit über das Ende der Initiative hinaus tragen.“ Den Schneverdingern sei die lange Vorlaufzeit aber schwer zu vermitteln. „Die wollen die Ärmel hochkrempeln und loslegen.“ —



#### Mehr wissen

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.

# Wo anders normal ist



Vor zehn Jahren zog die Schriftstellerin Juli Zeh aus der Großstadt aufs Dorf. Auch der Mitbegründer der Krüppelbewegung Udo Sierck hat vor langer Zeit seinen Lebensmittelpunkt aufs Land verlagert. Zwei Erfahrungsberichte in Sachen Vielfalt und Toleranz.

---

**Text** Juli Zeh, Udo Sierck **Illustrationen** Gabriella Seemann

## Juli Zeh

Wir hatten Angst. Vor ostdeutschen Nazis, missmutigen Nachbarn und der allgemeinen Feindseligkeit der Provinz. Mein Mann und ich waren eingefleischte Städter, wir kamen aus dem Westen und hatten auch noch seltsame Berufe – Schriftsteller, alle beide. Meist arbeiteten wir nachts und kamen nicht vor mittags aus dem Bett. Würde ein kleines Dorf in Brandenburg seltsame Kreaturen wie uns in seiner Mitte akzeptieren?

In das alte Haus unter großen Bäumen hatten wir uns rein zufällig verliebt. Die Sanierungsarbeiten hatten unser gesamtes Geld verschlungen. Als wir einzogen, besaßen wir einen alten VW-Bus, zwei Hunde sowie einen Haufen kruder Vorstellungen vom Landleben. Zwar hatten wir nicht „Landlust“ oder „Country“ abonniert. Wir glaubten nicht an die therapeutische Wirkung von gehäkelten Serviettenringen und Trockenblumen

sträuben. Dafür hielten wir das Dorf für eine Art Hochleistungszentrum in Sachen Intrigen und sozialer Kontrolle. Während unserer langen Jahre in Leipzig mussten wir erleben, wie sich die Stadt von einem freiheitlichen, öffentlichen Ort in einen Transitraum voller Regeln und Vorschriften verwandelte. Solange man mit der Herde lief, lebte man unbehelligt. Aber ein Hund ohne Leine, eine am falschen Ort gerauchte Zigarette, ein schlecht geparktes Fahrrad oder der Versuch, sich am Bahnhof irgendwo hinzusetzen – jede Abweichung von der Norm verursachte nervtötende Scherereien. Ständig stritten wir mit Ordnungshütern oder Mitbürgern herum, die sich als Hilfssheriffs aufspielten. Wir wollten unsere Ruhe. Unser Leben leben, wie es uns gefiel, solange wir niemandem damit schaden. Unsere größte Angst bestand darin, auf dem Dorf vom Regen in die Traufe zu kommen.

Wenige Tage nach dem Umzug standen wir mit der neuen Nachbarin am Zaun. Wie wir bald lernten, ist der Zaun das Internet der Dorfgemeinschaft. Hier werden Informationen getauscht, Geschäfte abgeschlossen und Beziehungen geknüpft. Unsere Nachbarin fragte, wo wir herkämen, und als wir verschämt zugaben, dass wir im Westen geboren seien, rief sie mit Blick auf unser Leipziger Kennzeichen: „Gott sei Dank! Ich dachte schon, jetzt kommen die Sachsen.“

Das war der Auftakt unserer erfolgreichen Integrationsgeschichte. Die Tatsache, dass die alte Feindschaft zwischen Preußen und Sachsen mehr zählte als jeder vermeintliche Ossi-Wessi-Konflikt, machte uns Mut. In der kommenden Zeit erfuhren wir, dass wir mit unseren Künstlerberufen keineswegs bunte Hunde darstellten, sondern im Vergleich zu unseren Dorfnachbarn eher langweilige Spießer waren. Es gab ein homosexuelles Paar, das sein Anwesen gelegentlich an Filmfirmen zur Produktion von Schwulenpornos vermietete, wobei das Dorf amüsiert am Gartenzaun stand. Es gab Menschen, die im Garten riesige Plastikpalmen sammelten. Solche, die

sich als Indianer verkleideten, bevor sie in den Wald gingen. Eine achtzigjährige Oma fuhr im Chevrolet zu ihrer eigenen Augenoperation nach Pforzheim, weil sie, wie sie sagte, „mit dem linken Auge den Mittelstreifen noch recht gut erkennen konnte“. Es gab Impfgegner, Zebuzüchter, Schrottsammler, Pyromanen. Menschen, die ihr Ding machten. Die hart arbeiteten, um in einer ärmlichen Gegend ihre Familien zu ernähren. Die ihr Einkommen durch Tauschhandel am Gartenzaun aufbesserten. Die zum Grillen vorbeikamen und dabei manchmal so viel tranken, dass man sie in der Schubkarre nach Hause fahren musste. Hinter den Zäunen verbarg sich die ganze Vielfalt, die Tragik und Komik und Skurrilität der menschlichen Existenz, mit anderen Worten: das echte Leben. Wenn ich eines Tages mit einem Huhn auf dem Kopf durchs Dorf gelaufen wäre, hätten meine Nachbarn höchstens gesagt: „Ich glaube, dir sitzt ein Huhn auf dem Kopf.“ Falls es ihnen überhaupt aufgefallen wäre.

Eine Weile lebten wir glücklich in unserem neuen Freiheitsparadies. Dann begann der eigentliche Lernprozess. Wichtige Philosophen haben sich Gedanken über die Tatsache gemacht, dass die Freiheit des einen dort enden muss, wo die des anderen beginnt. Aber was das in der Praxis heißt, erfährt man nicht, solange man in einem sozial bereinigten Umfeld lebt. In der Stadt hatte ich viel herumgestritten, war aber in Wahrheit nie mit den persönlichen Belangen anderer Menschen kollidiert, sondern immer nur mit Vorschriften und Verhaltenserwartungen. Also mit Regeln, die mir sagten, wie ich mein Leben möglichst unauffällig, risikoarm und schadenfrei zu führen hatte. Abgesehen davon hatte ich in der Stadt in meiner persönlichen Filterblase gelebt. Ich hatte vor allem Menschen kennengelernt, die dasselbe taten, dachten und sagten wie ich. Jeder hockte in seiner privaten Nische, die Studenten bei den Studenten, Arbeiter bei den Arbeitern, Rentner bei den Rentnern, junge Mütter bei anderen jungen Müttern und so fort. Und wenn einem trotz aller sozialen Hygiene etwas nicht passte, >

*„Über ihrem  
Hühnerstall  
kreist ein  
Habicht!“*

*„Deshalb  
heißt er ja  
auch Hühner-  
habicht.“*

> dann haute man einfach ab. Wechselte den Studiengang, suchte sich einen neuen Job, einen neuen Lebensgefährten, zog in eine neue Wohnung, einen anderen Stadtteil oder gleich in eine andere Stadt.

Auf dem Dorf geht das nicht. Ein Haus verbindet seine Besitzer mit der Erde, vor allem, wenn es so schwer verkäuflich ist wie die Häuser in armen ostdeutschen Regionen. Wir konnten nicht weg. Der Zufall hatte uns in dieses bestimmte Dorf verpflanzt, inmitten einer Handvoll Menschen mit all ihren Stärken und Schwächen, und nun galt es, auszuhalten, was uns umgab. Wir lernten, um Hilfe zu bitten, wenn es darum ging, einen Baum zu fällen, einen Brunnen zu bohren oder eine Wiese zu klöppeln. Wir lernten, dass man Hilfe nicht mit Geld bezahlt, sondern es ertragen muss, einen Gefallen schuldig zu bleiben. Wir lernten, über das Wetter zu reden, „irgendwas ist immer“ zu sagen und Schnaps zu trinken, obwohl er uns nicht schmeckt. Wir lernten, dass man nicht immer gleich die Polizei ruft, wenn einen etwas stört. Am Anfang war es gar nicht so leicht, zum Nachbarn rüberzugehen und ihm ins Gesicht zu sagen, dass sein Hahn zu laut kräht oder die Partys am Wochenende nerven oder dass man keine fremden Kinder im Garten will. Wir lernten auch das. Und erhielten ein großes Geschenk dafür. Man könnte es echtes Leben nennen.

Viele Städter haben das Gefühl, etwas zu vermissen. Sie sehnen sich nach Erdung und Authentizität. Das erklärt die Beliebtheit der einschlägigen Landlust-Magazine. Die Menschen glauben, sie könnten die Entfremdung beenden, indem sie mehr an die frische Luft gehen, im Haushalt vieles selbst machen und ihr eigenes Gemüse anbauen. Die meisten, die mit solchen Ideen aufs Land ziehen, sind nach ein paar Jahren wieder weg. Enttäuscht, frustriert, fest überzeugt, mit ihrem speziellen Dorf einfach Pech gehabt zu haben. Dabei waren sie in einem kolossalen Irrtum befangen. Sie haben das echte Leben gesucht, ohne zu wissen, was das ist.

Echtes Leben bedeutet, mit Menschen umzugehen, die man sich nicht ausgesucht hat. Das ist eine einfache Formel von großer Weisheit. In unserer Bedürfnisbefriedigungsgesellschaft haben wir vergessen, dass andere Menschen nicht dazu da sind, uns zu erfreuen. Dass es vielmehr darum geht, die wechselseitige Andersartigkeit auszuhalten, jeden Tag aufs Neue. Dass es möglich ist, miteinander klarzukommen, auch wenn man grundverschieden ist. Dass das sogar schön ist und das Leben interessant macht, wenn man den Elfenbeinturm der persönlichen Wünsche und Ansichten erst einmal verlassen hat. So entstehen echte Beziehungen, und nur aus echten Beziehungen entsteht echtes Leben. Biotomaten helfen dabei nur bedingt.

Neulich standen wir mit unserer Nachbarin am Gartenzaun. Plötzlich bremste ein Auto mit Berliner Kennzeichen, voll besetzt mit einer Prenzlauer-Berg-Familie. Grünenwähler, Tiereschützer, Trump-Hasser, wahrscheinlich allesamt mit Gluten- und Laktoseempfindlichkeit. Die Mutter deutete aufgeregt auf den Garten unserer Nachbarin hinter dem Haus. „Über ihrem Hühnerstall kreist ein Habicht!“, rief sie aus. Unsere Nachbarin verzog keine Miene. „Deshalb heißt er ja auch Hühnerhabicht“, erwiderte sie.

Gemeinsam sahen wir zu, wie die Berliner ihre Autofenster hochgleiten ließen und davonfuhren. „Wieder kein Regen“, sagte ich irgendwann. „Irgendwas ist immer“, sagte unsere Nachbarin. Kein Zweifel: Wir sind zu Hause.

**Juli Zeh**, 43, vielfach ausgezeichnete Schriftstellerin und Journalistin, politisch aktiv, lebt in Brandenburg.

---



## Udo Sierck

Es heißt, die Bewohner zwischen Nord- und Ostsee seien die glücklichsten Bundesbürger. Viel Aufhebens darum macht dort niemand. Lange Reden sind ohnehin nicht verbreitet: Das leichte Anheben einer Hand (wahlweise des Zeigefingers) gilt im Dorf als freundlicher Gruß, das rund um die Uhr übliche „Moin, Moin“ ersetzt viele Worte. Und wer tatsächlich mal drei Sätze fallen lässt, wundert sich nicht, wenn nach einer Minute stillen Sinnierens die Angesprochenen mit der gängigen Bemerkung „Ja, so ist das!“ antworten. In dieser Umgebung lebe ich mit meiner Lebensgefährtin in einem eigenen alten Bauernhaus in Gnutz, einem 1.000-Seelen-Dorf, das kaum jemand kennt, das aber nicht weit von Kiel zu finden ist. Zunächst mit Freunden nur als Wochenenddomizil genutzt, hat uns der Reiz des Landlebens seit vielen Jahren endgültig eingeholt.

Die im Norden übliche sympathische Wortkargheit kann zu falschen Schlüssen führen. Die Nichtbeachtung des Bauern, der meine Nachfragen konsequent ignorierte, deutete ich als das bekannte diskriminierende Verhalten jener, die noch nie einem Spastiker begegnet sind. Erst später bemerkte ich, dass der Mann schwer >

➤ hörig war und diese Einschränkung nicht zugeben mochte. Dennoch: Die Warnung „Auf dem Land bist du der Dorfdepp“ war nicht ganz aus der Luft gegriffen. Da war der pubertierende Nachbarsjunge, der seinen Kumpel holte, um sich ganz ungeniert über meinen Laufstil zu amüsieren. Oder die Besitzerin des Hofladens, die bei meinem Anblick reflexartig die Tür vor meiner Nase zuschlagen wollte. Und die Arzthelferin, die forsch von oben herab die Antwort auf ihre Frage vorwegnahm: „Sie sind bestimmt Rentner.“ Nach der Korrektur, Dozent und Publizist zu sein, drehte sich das Verhalten in das Gegenteil. Die weitere Kommunikation prägte vorausseilende Höflichkeit. Diese Reaktion der Überhöhung hat ihren Grund. Ihr war etwas begegnet, was für unmöglich gehalten wurde. Tatsächlich sind selbstbestimmt agierende und selbstbewusst handelnde behinderte Menschen eine dörfliche Rarität. Üblich ist das Wohnen und Arbeiten in einer zentralen Einrichtung. Der Ausflug in den Supermarkt oder in die Pizzeria findet gewöhnlich in der sozialpädagogisch betreuten Gruppe statt. Von unauffälliger Selbstverständlichkeit keine Spur. Immerhin: Erkennbar lustig macht sich über die Ausflügler niemand. Bei der zu beobachtenden Toleranz frage ich mich wie schon früher in der Metropole Hamburg: Beruht sie auf der Basis der Akzeptanz oder auf dem Fundament der Gleichgültigkeit?

Wenn ich in Hamburg vor die Haustür trat, musste ich mich innerlich wappnen. Es gab immer Kinder, die mich das erste Mal sahen und die die Mutter unüberhörbar fragten: „Warum geht der so komisch?“ Selbst wenn man 50 Nachbarn aufgeklärt hatte, kamen schon die nächsten 50 Anwohner um die Ecke, die ihre Neugierde befriedigen wollten. Bei sonnigem Wetter an die Elbe zu gehen, bedeutete, dass es für einige interessanter war, mich zu bestaunen als den Luxusdampfer, der gerade den Hafen verließ. Die Blicke – wohlmeinend, indiskret oder gleichgültig (und manche wohl nur vermutet) – waren unausweichlich da. Wirklich entspannend war das selten.

Komme ich im Dorf aus der Haustür, ist da – niemand. Man kann sich unbeobachtet bewegen, in die Sonne gucken, den Ameisen zuschauen oder in Ruhe seinen Gedanken nachgehen. In diesem Sinne bedeutet Landleben nicht primär die Idylle von Bauerngarten, Apfelbäumen und frei laufenden Hühnern, sondern einen Ort zum freiwilligen Rückzug zu haben und zum Sortieren des Erlebten. Gerade nach anstrengenden Reisen und (Lehr-)Veranstaltungen in großen Städten, deren oft inspirierende Lebhaftigkeit ich nicht missen möchte, wirkt das Besinnen in einer Umgebung, in der die Uhr langsamer tickt, wohltuend. Die direkten Nachbarn in der Dorfstraße lassen sich an zwei Händen abzählen. Von denen wundert sich inzwischen niemand mehr über meine ungewöhnlichen Bewegungsabläufe, wenn wir uns begegnen.

Einen Helfertick hat hier auch keiner, aber ich bin mir sicher, falls ich Unterstützung brauche, muss ich nur den Mund aufmachen.

Bislang hieß es immer: Um wirklich im Dorf anzukommen, sollten die hinzuziehenden Großstädter am besten Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr, des Schützenvereins, des Chores für Heimatlieder werden oder in den Sportverein eintreten. Heute ist dieser Ratschlag zum Glück nicht mehr allgemein gültig. Ankommen habe ich als einen jahrelangen Prozess erlebt, währenddessen sich Respekt durch alltägliche Kleinigkeiten entwickelt. So meinte eine Nachbarin, die mir beim Rasenmähen zugesehen hatte, das sehe zwar gefährlich aus, aber: „Alle Achtung!“

Körperliche oder geistige Einschränkungen sind in der Wahrnehmung des dörflichen Alltags primär ein Phänomen des Alterns. Entsprechend verblüfft reagierten die Mitarbeiterinnen des örtlichen Pflegedienstes: Denn, nein, ich wollte weder 20 Minuten „mein Herz ausschütten“ oder Essen auf Rädern bestellen, ich wollte auch keine Einkaufshilfe oder rechtliche Beratung, sondern lediglich eine notwendige formale Beschei-

nigung für die Pflegekasse darüber, dass meine Pflege gesichert sei. Dass jemand seinen Alltag selbst organisiert und ohne Unterstützung des Pflegedienstes auskommt, bedeutete für das helfende Personal eine neue Erkenntnis: Es gibt ein selbstbestimmtes Leben mit einer Behinderung.

Diese Idee vor allem durch Präsenz in das Dorf importiert zu haben, hat bemerkenswerte Wirkungen. Ganz plötzlich beginnt der eine über seinen Diabetes zu reden, der nächste über seine Hörbehinderung und die Frau im Rollstuhl schildert ihren Alltag. Denn natürlich gab und gibt es im Dorf immer Bewohner mit ganz unterschiedlichen körperlichen, geistigen oder psychischen Einschränkungen. Weil solche Handicaps aber als individuelles Manko betrachtet werden, fällt das Reden darüber schwer.

Auch bei einem anderen Tabuthema brach durch meinen Zuzug ins Dorf das Schweigen. Mindestens in einem Fall ist während des nationalsozialistischen Regimes ein als schwierig geltender Jugendlicher aus dem Dorf „verschwunden“, wie es bisher verharmlosend hieß. Nachforschungen ergaben, dass er im Rahmen der sogenannten wilden Euthanasie durch Hungerkost in der Psychiatrie Schleswig getötet wurde. Ihm und anderen „Euthanasie“-Opfern wurde 2017 in der Kreisstadt ein Denkmal gesetzt.

Inzwischen kursiert in Gnutz die Meldung, dass in unserem Dorf ein Bauernhaus für eine Wohngruppe behinderter Menschen renoviert wird. Es bewegt sich etwas in Gnutz. Diese feinen Veränderungen fast beiläufig mit anzustoßen, gibt meinem Leben auf dem Land eine nicht geahnte Bedeutung. – Ja, so ist das.

**Udo Sierck**, 61, Autor, hat Lehraufträge an verschiedenen Hochschulen, ist seit 40 Jahren in der Behindertenbewegung aktiv und lebt in Schleswig-Holstein. —

*„Nein, ich wollte weder 20 Minuten mein Herz ausschütten noch Essen auf Rädern bestellen.“*

**Paula Degenhardt**

*Hügel und viel Wind, 2013,*

*Filzstift auf Karton*

---

Paula Degenhardt malt seit über 20 Jahren. In ihren Zeichnungen und Gemälden beschäftigt sie sich mit dem, was sie täglich sieht – etwa die pfälzische Landschaft. Die 60-Jährige kehrt immer wieder zu ihren Themen zurück und differenziert sie. Ein Nachspüren von Welt mit Pinsel und Stift.





Bild Malwerkstatt Bad Dürkheim, Foto: Peter Empl



# Am Zaun

Gelobt und gescholten: Sogenannte Demenzdörfer sind umstritten wie sonst kaum eine Neuerung in der Pflege. Was erregt die Gemüter? Eine Spurensuche im Heim Tönebön am See in Hameln.

---

Text Sarah Schelp Fotos Julia Sellmann

**Emmi Sander\* wundert sich.** „Was soll das denn werden?“, fragt sie amüsiert und zeigt auf die bunten Girlanden im Garten. Sie hat vergessen, dass sie die Frage schon gestellt hat. Sie weiß auch nicht mehr, dass hier für das Gartenfest geschmückt wurde, das heute stattfinden soll. Immer wieder neu ist ihr die Antwort. „Ein Fest?“, ruft Sander überrascht, das dritte Mal in dieser Viertelstunde. „Es darf getanzt werden“, fügt sie hinzu und zwinkert schelmisch. Das Gedächtnis mag sie im Stich lassen, aber nicht ihr Humor. Frau Sander, 84 Jahre alt, ist an Demenz erkrankt. Das Gespräch mit ihr aufzuschreiben, ohne sie unwillentlich vorzuführen, ist schwierig. Auf dem Papier entsteht eine platte Komik, die dem Charme der tatsächlichen Begegnung nicht gerecht werden will. Emmi Sanders Heiterkeit lockt aus der Reserve. Man lacht mit ihr, nicht über ihre Vergesslichkeit.

Es ist später Vormittag im Pflegeheim Tönebön am See am Stadtrand von Hameln. 52 Demenzpatienten wohnen hier. Manche von ihnen schieben mit dem Rollator Runde um Runde über das Grundstück. Andere haben sich in ihre Zimmer oder das heimeigene Café zurückgezogen. Eine ältere Dame fährt mit einem Pfleger auf dem Therapietandem vorbei. 2014 wurde die Anlage eröff-

net und als Deutschlands erstes Demenzdorf bekannt. Träger ist die Julius Tönebön Stiftung. Sieben Millionen Euro hat das Projekt gekostet. Entstanden ist ein ebenerdiger, weitläufiger Komplex aus vier verbundenen Wohnhäusern, die einen Garten mit „Dorfplatz“ umschließen. Das Konzept einer großzügig auf Fläche gebauten Einrichtung, die alle Bereiche des Heimalltags auf einer Ebene vereint und sich baulich dem Stil einer Siedlung verschreibt, war bis vor drei Jahren einzigartig in der stationären Demenzpflege in Deutschland. Schätzungen zufolge leben hierzulande derzeit etwa 1,6 Millionen Menschen mit Demenz. Zwei Drittel von ihnen werden ambulant versorgt, ein Drittel stationär in Pflegeeinrichtungen.

Auch inhaltlich wollte Tönebön am See neue Wege gehen: Größtmögliche Teilhabe und Selbstbestimmtheit prägen den Alltag. Die Angestellten tragen Zivil, die Patienten heißen Bewohner, leben in Wohngruppen und erhalten Bezugspflege nach Bedarf. Sie helfen beim Einkauf im heimeigenen Minimarkt, beim Kochen und Waschen. Das Personal hat mehr Zeit als in der herkömmlichen Altenpflege, der Alltag ist flexibel am Rhythmus der Bewohner orientiert. Nach Pflegeheim soll es hier nicht aussehen. Das hat seinen Preis: Rund 200 Euro mehr pro Monat als im Vergleich zu >

➤ anderen Heimen in der Region kostet der Platz in Tönebön am See. Derzeit wird wieder gebaut. Zwei neue Wohnhäuser entstehen, Platz für 24 weitere Bewohner. Bewerbungen kommen aus ganz Deutschland, die Warteliste ist lang.

Befeuert durch den Erfolg des Konzepts ist eine ähnliche Anlage der Arbeiterwohlfahrt bei Aachen entstanden. Weitere sind landesweit in Planung. Man könnte, zugespitzt, von einem Trend zum Dorf in der stationären Demenzpflege sprechen. Doch so begeistert die einen von Demenzdörfern sind, so entsetzt sind die anderen. In die anfängliche Euphorie mischten sich bald warnende Stimmen. Am härtesten traf die Kritik den Trendsetter, an dessen Vorbild sich auch Tönebön am See orientiert: das niederländische Pflegeheim De Hogeweyk, 2009 als erstes Demenzdorf weltweit eröffnet. Es ahmt die Dorfgemeinschaft nicht nur im Erscheinungsbild nach, sondern ist eine Kulisse für erfundene Realitäten, die den Bewohnern täglich aufs Neue vorgespielt werden – wie im Film „Die Truman Show“: Alle sind eingeweiht, nur die Patienten nicht. Sie werden zu Statisten einer prototypischen Scheinwelt, die sich gesunde Menschen für sie ausgedacht haben. Symbol hierfür ist die Attrappe einer Haltestelle geworden, die in De Hogeweyk steht, um unruhigen Demenzpatienten eine Beschäftigung zu geben: das Warten auf den Bus, der nie kommen wird. Gemein sei das, empörte sich Michael Schmieder, Leiter des anerkannten Pflegeheims Sonnweid in der Schweiz und Fachmann für Ethik. Die Bewohner seien „dement, nicht bescheuert“ und würden in Heimen wie De Hogeweyk regelrecht „verarscht“. Andere mahnten, die Kranken würden gezielt auf der Basis ihrer Vergesslichkeit belogen, um sie pflegeleichter zu machen. Wo bleibe das Recht auf ein Altern in Würde mit Demenz?

Auch Tönebön am See wurde zum Zankapfel. Demenzkranke würden vor den Toren der Stadt gesperrt, lautete ein häufiger Vorwurf. Auch der Zaun um das Gelände, vom Träger als Schutzmaßnahme gerechtfertigt, brachte Kritik ein: weil

er demente Menschen in ihrer Freizügigkeit beschneide oder, drastischer, einpferche.

Der Beiname Demenzdorf behagt Christine Boss-Walek, Leiterin von Tönebön am See, deshalb nicht besonders. Sie verweist sogleich auf das Schild am Eingang: „Lebensraum für Menschen mit Demenz“ steht darauf. Die Rede vom Dorf, die stamme aus den Medien, betont sie. Dass in der Werbebroschüre des Heims der „Dorfplatz“ als „Herzstück“ der Anlage gepriesen wird, will dazu nicht ganz passen. Wie dem auch sei: Vom niederländischen Vorreiter möchte Boss-Walek sich deutlich distanzieren. In Tönebön am See werde niemand belogen, eine falsche Bushaltestelle gebe es auch nicht. Was nicht heißen solle, dass sie den Menschen offenbaren würden, dass sie sich im Heim befinden und dement sind. „Wir lassen jedem Bewohner seine Wirklichkeit“, sagt Boss-Walek. Man höre zu, antworte mitfühlend, nehme die Menschen mit ihrem Erleben ernst – ohne selbst etwas hinzuzudichten. Validation nennt man diese empathische Bestätigung der Gefühlswelt Demenzkranker.

*„Die Bewohner sind dement, nicht bescheuert.“*

Inzwischen herrscht zumindest in der deutschen Pflegewissenschaft weitgehende Einigkeit darüber, dass institutionalisierte Lügen, die allen Bewohnern gleichsam aufgedrängt werden, ohne dass es eine individuelle Rechtfertigung dafür gäbe, ethisch nicht vertretbar sind. Gerade in der Pflege Demenzkranker gilt Aufrichtigkeit gegenüber dem Patienten als Basis jeden Handelns – schließlich wisse man nie, wann dieser einen wachen Moment habe und dann bewusst erleben müsse, getäuscht zu werden, gab Heike Baranzke, Theologin an

➤



### **Im Rhythmus der Bewohner**

Das Leben in Tönebön am See orientiert sich an den Bedürfnissen der Menschen, die hier leben. Der Dorfplatz (unten rechts) ist das Herz der Anlage für 52 an Demenz Erkrankte.







**Umgebung zum Wohlfühlen**

Die Bewohner werden aktiviert, sich am Alltagsleben zu beteiligen, sollen aber frei entscheiden können. Erinnerungsstücke aus der Lebenszeit vor dem Heimaufenthalt können alle Bewohner mitbringen.



### **Jeden Tag die Gemeinschaft erleben**

Heimleiterin Christine Boss-Walek (oben, Zweite von links) und ihrem Team ist es wichtig, dass die Bewohner ernst genommen, ihre Gefühle nicht zerredet werden. Und dass ihnen der Alltag Freude macht – ob beim gemeinsamen Essen oder einem Gartenfest.

> der Bergischen Universität Wuppertal, im Interview mit der Website [www.altenheim.net](http://www.altenheim.net) zu bedenken. Dem Kranken ohne falsche Tatsachen begegnen zu können, sei auch für die Pflegenden essenziell.

## „Demenzdörfer können nur eine Zwischenstufe sein.“

Viel Negatives ist über den Zaun in Tönebön am See geschrieben worden. Steht man davor, lässt sich das nicht nachvollziehen: der Archetyp des deutschen Gartenzauns aus grünem Maschendraht, rund einen Meter hoch und diskret – fast hätte man ihn übersehen. Seinen Kritikern muss es um das Symbol gegangen sein, das er für sie verkörpert – um den Zaun in den Köpfen der Mehrheitsgesellschaft, die Andersartiges und Angstbesetztes lieber ausgrenzt, als es zu integrieren.

Maßnahmen zur „inkludierenden Exklusion“ nennt Hermann Brandenburg, Professor für Gerontologische Pflege an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, die Demenzdörfer. Eine Inklusion, wie sie für die Bewohner durch Teilhabe und selbstbestimmte Lebensgestaltung im Heimalltag stattfindet, könne stets nur vordergründig sein, da die Unterbringung in einer Einrichtung zwangsläufig den Ausschluss aus der Gesellschaft bedeute. Daran ändere auch die Ähnlichkeit zu einem Dorf nicht viel. Unterdessen entstehe mangels alltäglicher Begegnungen ein Horrorbild der Demenz in der öffentlichen Wahrnehmung, das die echte Inklusion der Kranken weiter erschwere. Eines fällt auf in der Debatte um Demenzdörfer: Während es von Fachleuten Kritik hagelt, äußern sich Patienten, Angehörige und beteiligte Pflegenden wesentlich positiver. Zudem gibt es messbare

Erfolge zu verzeichnen – der Bedarf an Psychopharmaka ist geringer, freiheitsentziehende Maßnahmen kommen seltener zum Einsatz.

Emmi Sanders Tochter ist zufrieden mit der Unterbringung ihrer Mutter. Die wisse zwar auch nach drei Jahren in Tönebön am See noch nicht, warum sie hier lebe, aber sie fühle sich wohl. Nur beim Abschied schlage die Stimmung manchmal um. Sie selbst, klagt Frau Sander dann schon mal, hätte ihre Mutter nie ins Heim gebracht.

Die größte Tragik der Demenz ist vielleicht zugleich ihre Stärke: das Vergessen. Es hilft den Kranken über Abschiede und Trauer hinweg, die die Erosion ihrer Erinnerungen begleiten. Nicht ohne Grund spricht man vom gnädigen Gedächtnis. Die Angehörigen hingegen müssen dem geliebten Menschen hilflos beim Entschwinden zusehen. Eine Belastung, die meist schwerer wiegt als die Pflege des verfallenden Körpers. Wer seinen Angehörigen schließlich ins Heim geben muss, möchte wenigstens, dass er es schön dort hat. In dieser Situation scheint das Demenzdorf einen Nerv zu treffen: Es suggeriert ein Zuhause, wenn das eigene verblasst.

Eine Gesellschaft definiert sich stets auch über das, was sie verdrängt. Perspektivisch können Demenzdörfer darum nicht mehr sein als eine Zwischenstufe auf dem Weg zur Inklusion. Die Versorgung der für das Jahr 2050 prognostizierten drei Millionen Erkrankten wird sich kaum anders bewältigen lassen als durch die umfassende Stärkung ambulanter Pflege. Mit Dörfern käme man nicht weit, ganze Demenzstädte müssten errichtet werden. Ein Gedankenspiel, das verdeutlicht: Die Integration demenziell veränderter Menschen in eine „Gesellschaft des langen Lebens“ wird nur in ihrer Mitte gelingen.

In Tönebön am See hat das Gartenfest begonnen. Es gibt Livemusik. Emmi Sander wiegt sich im Takt und lächelt. Sie wirkt glücklich. In diesem Moment. —

# Zuhause ist, wo man sich wohlfühlt

---

**Kommentar** Frauke Römer

**Seit rund zehn Jahren** ist Inklusion der Leitbegriff, wenn es um das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderung geht. Mein persönliches Leben ist schon wesentlich länger von inklusivem Miteinander geprägt: Gemeinsam mit meinem Mann wohne und arbeite ich seit 34 Jahren in der Camphill-Dorfgemeinschaft Lehenhof am Bodensee. Hier leben Menschen mit und ohne geistige Behinderungen miteinander und agieren in allen Lebensbereichen gemeinsam. Unsere vier Söhne sind hier geboren und aufgewachsen zusammen mit Freunden, Mitbewohnern, Nachbarn mit und ohne Assistenzbedarf. Dennoch sehe ich Inklusion, wie sie von staatlicher Seite derzeit gestaltet wird und nun auch im Bundesteilhabegesetz verankert ist, mit gemischten Gefühlen. Warum?

Mein Unbehagen rührt vor allem daher, dass mit der Eröffnung neuer Möglichkeiten für Menschen mit geistiger Behinderung – die ich sehr begrüße – leicht eine Abwertung bestehender und vielfach bewährter Lebensorte und -modelle einhergeht.

Das trifft vor allem dörflich strukturierte Gemeinschaften im ländlichen Raum wie beispielsweise den Lehenhof. In einer Gesellschaft, in der das unabhängige Leben in der Stadt als besonders erstrebenswert gilt, werden sie auf einmal als rückständig und unzeitgemäß betrachtet. Im Zuge der Inklusion soll jedem Menschen mit Behinderung der Zugang zu einem weitgehend eigenständigen Leben ermöglicht werden. Das ist richtig und wichtig, wenn die Wahlmöglichkeit für das individuell als passend empfundene Leben erhalten bleibt. Leider ist mein Eindruck, dass eher der Wunsch nach Kostensenkung hinter der Argumentation steht, dies sei im städtischen Kontext besser umsetzbar als auf dem Land.

Eine echte Auseinandersetzung mit den Wünschen und Bedürfnissen der betroffenen Menschen und mit den Konsequenzen, die die Entvölkerung des ländlichen Raumes hat, erscheint mir sehr notwendig. Durch den Trend zur Stadt wird das Leben im Dorf ärmer, die Vielfalt schwindet. Aus lebendigen Gemeinschaften wie dem Lehenhof drohen schön



Fotos Fernando Reyes/Unsplash (oben); privat (unten rechts)

gelegene Pflegeeinrichtungen für diejenigen zu werden, die den Anforderungen der Inklusion nicht entsprechen können. Das Prinzip der wechselseitigen Hilfestellung und Ergänzung geht verloren. Für diejenigen, die die Einrichtung verlassen, wird es möglicherweise nicht einfach, Zugang in die Mitte der Gesellschaft zu finden. Dann wären auf einmal sie, die zuvor andere unterstützen konnten, die Schwächsten, immer an der Grenze der Überforderung in der Bewältigung des Alltags, während ihre besonderen Fähigkeiten vielleicht nicht zum Tragen kommen, weil diese von ihrer Umgebung nicht wahrgenommen und eingesetzt werden können. Barrierefreiheit und angemessene Wohnqualitäten sind dank der Heimbauverordnungen gesichert, die soziale Einbindung in die Nachbarschaft aber keineswegs. Wie viel schwerer als vermeintlich „normalen“ Menschen gelingt es einem Menschen mit einer Behinderung, in einer anonymen städtischen Umgebung einen Freundeskreis aufzubauen? Auch die Assistenz in der Alltagsbewältigung durch einen Sozialarbeiter kann dies nicht ersetzen.

Eine dörfliche Struktur, in der man die Nachbarn, den Bäcker, den Landwirt und den Bürgermeister kennt, bietet ganz sicher gute Voraussetzungen dafür, sich auch beheimatet zu fühlen. Sind unter diesen Nachbarn dann auch noch Menschen mit ähnlichen Bedingungen und Interessen, kann das Leben sehr natürlich und normal verlaufen, ohne das ständige Gefühl, nicht dazuzugehören. Für unsere Gemeinde ist die Dorfgemeinschaft ein besonderer Ortsteil, der durch seine vielfältigen Ausbildungs- und Arbeitsplätze viele Menschen aus aller Welt anlockt, ihr kulturelles Angebot stark erweitert und sie bunt macht, kurz: eine Bereicherung. —



**Frauke Römer** ist Landwirtin und seit 34 Jahren zusammen mit ihrem Mann in der Landwirtschaft, in einer Hausgemeinschaft, in der Ausbildung sowie in verschiedenen Organen der Selbstverwaltung des Lehenhofs tätig.



# Land der Ideen

Frisches Brot und Waschpulver einkaufen, von A nach B fahren, schnell ein ärztliches Rezept bekommen: Das ist nicht immer und überall einfach. Wo die Infrastruktur dürftig ist, braucht es Ideen und Initiativen, damit das Leben komfortabel bleibt. Es gibt diese Ideen vielerorts in Deutschland. Und sie könnten Schule machen.

---

**Text** Astrid Eichstedt

**Fotos** Stocksy/Natalie Jeffcott (links); Stocksy/Alie Lengyelova (oben rechts); Stocksy/Atakan-Erkut Uzun (unten rechts)

# Einkaufen

## Tante Emmas Comeback

Kaffee, Wurst und Schuhreparatur selbst in kleinen Gemeinden anbieten, dazu eine stattliche Zahl von Arbeitsplätzen für Menschen mit und ohne Behinderung schaffen: Die Fuldaer Handelskette tegut hat ein interessantes Modell für die Nahversorgung im ländlichen Raum aufgebaut. 31 „tegut ... Lädchen“ haben bereits wochentäglich in einigen Orten in Hessen, Franken und Thüringen geöffnet. Auf Verkaufsflächen von 120 bis 300 Quadratmetern vertreiben die „tegut ... Lädchen“ rund 5.000 verschiedene Produkte. Neben Lebensmitteln, darunter vielem aus biologischem Anbau aus heimischer Region, werden Cafés, Schuhreparatur, Änderungsschneiderei, Reinigungsannahmen, Paketservice und Postshops angeboten. Die Dienstleistungen sind auf den jeweiligen Standort abgestimmt. Jeder Laden schafft so mindestens sechs Arbeitsplätze in Voll- und Teilzeit. Über die Hälfte der Läden werden von verschiedenen sozialen Einrichtungen betrieben, darunter die Lebenshilfe Marburg, die AWO Würzburg und das Christophoruswerk Erfurt. Bei ihnen arbeiten Mitarbeiter mit und ohne Behinderung Hand in Hand. „Unsere Geschäfte“, so Bereichsleiter Knut John, „sind die Antwort auf den demografischen Wandel. Sie sollen helfen, die Versorgungslücken in immer schwächer belebten ländlichen Regionen zu schließen und diese lebenswert zu erhalten.“ Dafür wurde tegut beim Innovations- und Wachstumspreis des Landes Hessen zum Finalisten nominiert und 2016 mit dem 2. Platz beim Hessischen Demografie-Preis ausgezeichnet.



Die Zahl der kleinen Lebensmittelhändler ist in Deutschland in den letzten zehn Jahren um fast 50 Prozent auf rund 8.700 gesunken. Keine genauen Zahlen gibt es darüber, wie viele Supermärkte auf Rädern durch Deutschland rollen, Schätzungen gehen von 1.200 bis 1.800 aus.

## In Eigenregie

Kein Laden nirgends. Das wollten Heinz Frey und Norbert Schommer im nordrhein-westfälischen Jülich-Barmen nicht länger hinnehmen. Sie ergriffen die Initiative und sorgten dafür, dass die Nahversorgung ihrer 1.400-Seelen-Gemeinde in Eigenregie wieder aufgebaut wird. DORV-Zentrum nannten sie ihren Kaufmannsladen mit Post-, Bank-, Arzt- und Apothekenservice. Die Abkürzung steht für Dienstleistung und ortsnahe Rundumversorgung. Inzwischen gibt es in Deutschland rund 200 DORV-Läden. DORV e.V. begreift seine Läden nicht zuletzt als soziale Zentren, die auch für weniger mobile Menschen gut zu erreichen sind. Die Bürger fungieren als Kunden und Ladenbetreiber zugleich, denn die Bevölkerung finanziert DORV. Noch erhalten die Läden zudem Förderung von Privatunternehmen und vom Staat. Langfristig sollen sie sich aber selbst tragen und Profite abwerfen, die in eine Erweiterung des Warenangebots investiert werden. „Ein solcher Laden kann nur über eine aktive Dorfgemeinschaft entstehen“, betont Heinz Frey. Zusammen mit Norbert Schommer betreibt er heute ehrenamtlich eine Beratungsstelle für Bürger, die DORV-Läden gründen wollen. Anfragen kommen aus den Niederlanden, aus Belgien, Norwegen, Frankreich, China und dem Vereinigten Königreich. >



90 Prozent der Menschen in ländlichen Regionen beschränken sich – als Fahrer oder Mitfahrer – auf das Auto als Transportmittel.

## Mobilität

### Daumen im Wind

Zur nächsten Disco oder durch halb Europa: Bis in die 1980er-Jahre war es vor allem bei Jugendlichen sehr beliebt, per Anhalter zu fahren. Diese Art voranzukommen lebt im Wendland wieder auf. Mit der Aktion „Roter Punkt & Go“ wollen die Mitglieder des Fahrgastrats Wendland das Trampen zu einer wendländischen Selbstverständlichkeit machen. Wer sich den roten Punkt an die Windschutzscheibe klebt, zeigt, dass er andere Menschen gern im Auto mitnimmt. Die Aktion ist als Ergänzung zu weiteren Mobilitätskonzepten gedacht, etwa dem Rufmobil. Dessen Internetplattform vermittelt Mitfahrgelegenheiten in der Region.



### Einsteigen und mitmachen!

Eine funktionierende Mobilität ist unverzichtbar für den Erhalt des ländlichen Raums. Wo der öffentliche Nahverkehr Lücken hat, springen immer häufiger individuelle und bürgerschaftlich getragene Initiativen in die Bresche, etwa mit Mitfahrkonzepten. Im Zweitälerland im baden-württembergischen Kreis Emmendingen haben Jugendliche die Onlineplattform und App TwoGo eingeführt, die Fahrgemeinschaften vermittelt und sich an alle Generationen sowie ausdrücklich auch an Menschen mit Behinderung richtet. Das Projekt wurde im Rahmen des europäischen Förderprojekts „Die Zukunft der Jugend im ländlichen Raum“ vom kommunalen Rat der Jugend initiiert und gewann 2016 den Bildungspreis des Landes Baden-Württemberg. Interessenten können sich kostenlos anmelden, ihre Fahrten eintragen und damit nicht nur die Mobilität im ländlichen Raum fördern, sondern auch den Umweltschutz. Wichtig ist, dass Unternehmen dabei mitwirken. Denn nur, wenn es viele Anbieter und Nutzer gibt, können häufige und regelmäßige Fahrten garantiert werden. Derzeit werden die Angebote bundesweit wöchentlich rund 15.000 Mal genutzt.



# Medizinische Versorgung

## Rezept gegen chronische Überlastung

Sie heißen VERAH, agnes<sup>zwei</sup>, EVA oder MoNi und springen dort ein, wo Ärzte chronisch überlastet sind – etwa, weil die Zahl praktizierender Kollegen zu gering und die Wege zu weit sind, also nicht zuletzt im ländlichen Raum. Die Abkürzungen stehen für „Versorgungsassistentin in der Hausarztpraxis“, „Fallmanagerin, die insbesondere für das Fallmanagement betreuungsintensiver Patienten zuständig ist“ (Brandenburg), „Entlastende Versorgungsassistentin“ (Nordrhein-Westfalen) und „Modell Niedersachsen“. Sie alle sind medizinische Fachangestellte mit einer Zusatzqualifikation zur nicht ärztlichen Praxisassistentin. Ein einheitliches Curriculum für die Zusatzausbildung gibt es derzeit noch nicht. Während sich EVA in 300 Stunden fortbildet, reichen für VERAH und MoNi 200 Stunden. Das soll geändert werden. Eine agnes<sup>zwei</sup> muss 160 Unterrichtseinheiten à 45 Minuten belegen. Zudem muss sie sich zu regelmäßigen Weiterbildungen verpflichten und alle drei Jahre neu zertifizieren lassen. Da dieses in Brandenburg entwickelte Modell so erfolgreich war, hat die Bundeärztekammer mit der „Casemanagerin in der ambulanten Pflege“ ein darauf basierendes Modell für ganz Deutschland entwickelt. Ärzte werden vor allem dadurch entlastet, dass die Praxisassistentinnen Hausbesuche, aber auch organisatorische Aufgaben übernehmen, wie die Beratung darüber, wo der Patient eine Anschlussrehabilitation oder einen Schwerbehindertenausweis beantragen kann.



## Virtuelle Sprechstunde

Mobile Health (auf Deutsch: mobile Gesundheit), kurz: mHealth, ermöglicht eine Verbindung von Ärzten und Patienten, ohne dass sich beide am selben Ort aufhalten müssen. Manche Ärzte bieten virtuelle Sprechstunden als Ergänzung zur Behandlung an, etwa um den Verlauf einer Krankheit zu kontrollieren und den Patienten zu beraten. So werden den Patienten lange Anfahrtswege erspart. Ratsam ist in jedem Fall ein vorheriger persönlicher Kontakt mit dem Arzt. Ab 1. Juli 2017 gehört die virtuelle Sprechstunde zur vertragsärztlichen Regelversorgung und wird von den meisten Krankenkassen übernommen. Ein wichtiges Einsatzgebiet von mHealth ist das sogenannte Remote Monitoring, die Fernüberwachung von Patienten mit chronischen Beschwerden. Die technischen Grundlagen, also Internetzugang, Apps, Mikrofon, Webcam und Kenntnisse zur Bedienung, sind bei älteren Patienten und solchen mit motorischen oder geistigen Einschränkungen allerdings nicht immer vorauszusetzen. Außerdem ist die Internetinfrastruktur auf dem Land vielerorts (noch) mangelhaft. Zudem muss der beauftragte Internetdienstleister hohe Sicherheitsanforderungen erfüllen, damit garantiert ist, dass die sensiblen Daten vertraulich bleiben. Dennoch wächst der mHealth-Markt stetig. Allein im Jahr 2015 wurden über 100.000 neue Applikationen in den App-Stores veröffentlicht. >

Mit zunehmendem Alter steigt die Häufigkeit der Arztbesuche. Laut einer Studie des IGES Instituts liegt der Anteil der Befragten im ländlichen Raum, die ein- bis zweimal in der Woche einen Arzt aufsuchen, in der Altersgruppe von 55 bis 64 Jahren bei fünf Prozent, in der Altersgruppe der über 75-Jährigen bei 22 Prozent.

# Digitalisierung

## Vernetzte Dörfer

Von A nach B kommen, einkaufen können, einen Arzt konsultieren, nicht allein sein: Die Digitalisierung könnte helfen, das Leben auf dem Land zu erleichtern. Wie lässt sich Computertechnik für die Daseinsvorsorge in ländlichen Regionen nutzen? Dieser Frage widmet sich seit 2015 das Projekt „Digitale Dörfer“, das vom Ministerium des Innern und für Sport Rheinland-Pfalz gefördert und vom Fraunhofer-Institut für Experimentelles Software Engineering IESE, Kaiserslautern, durchgeführt wird. Als erste Modellgemeinden gingen Betzdorf in der Nähe von Siegen sowie Eisenberg und Göllheim in der Nordpfalz an den Start. In der ersten Testphase wurde ein regionaler Onlinemarktplatz zur Lieferung von Waren durch Freiwillige erprobt. Außerdem getestet wurden eine App für die Onlinesprechstunde des örtlichen Hausarzts und eine Tausch-App, mit der man zum Beispiel Werkzeug ausleihen kann. Die zweite Testphase mit der Fortführung der Dienste zur Vernetzung der Gemeinschaft läuft seit Anfang 2017 und soll bis Ende 2019 dauern. Ein ähnliches Projekt startete 2016 in Bayern unter dem Titel „Digitales Dorf“, gefördert durch die Bayerische Staatsregierung, koordiniert durch das Bayerische Staatsministerium für Wirtschaft und Medien, Energie und Technologie. Durchgeführt wird es im Rahmen einer Kooperation verschiedener Forschungsinstitute, darunter dem Fraunhofer-Institut IESE. Modellregionen, in denen die Potenziale der Digitalisierung exemplarisch getestet werden, sind die Steinwald-Allianz in der Oberpfalz und Freyung-Frauenau im Bayerischen Wald. Hier wird nun erprobt, inwieweit Mobilität und Logistik, medizinische Versorgung, innovative Bildungsangebote, ökologische Energiegewinnung, Nachbarschaftshilfe, Pflege- und sonstige Dienstleistungen über Internetplattformen besser koordiniert werden können.



Als Folge der Landflucht stehen in Ostdeutschland rund 7,6 Prozent der Gebäude leer, fast doppelt so viele wie im Schnitt in den westdeutschen Bundesländern. Den höchsten Gebäudeleerstand gibt es in ländlichen Regionen. So sind etwa im Norden und Südosten Thüringens bis zu 16 Prozent der Gebäude ungenutzt.

## Zwischennutzung

### Leerräume füllen

Wo nur wenige wohnen, verfallen Häuser und Gärten – und den Gemeinden geht es finanziell immer schlechter. Es gibt Gegenkonzepte, zum Beispiel im Naturpark Dübener Heide in Sachsen-Anhalt. Um Anwesen, die seit Längerem leer stehen, vor dem Verfall zu retten, können Städter dort mietfrei auf Zeit wohnen und die Häuser als „Wächter“ wiederbeleben. Dazu sollen sie zeitlich begrenzte Nutzungsverträge abschließen und die Anwesen bewirtschaften können. Ursprünglich stammt das Konzept der Wächterhäuser aus Leipzig, wo eine Initiative vor 13 Jahren begann, Modelle zum Hauserhalt durch Nutzung zu entwickeln, die inzwischen erfolgreich in anderen Städten wie Görlitz, Erfurt, Dresden und Zittau umgesetzt werden. Anfragen aus Städten in ganz Deutschland zeigen, dass großes Interesse an dieser Form der Erhaltung leer stehender historischer Gebäude besteht. In der Dübener Heide gibt es genügend Interessenten für leer stehende Anwesen, allerdings mangelt es noch an Eigentümern, die ihre Immobilien zur Zwischennutzung freigeben wollen. Zwei Höfe und zwei Gärten konnten bislang vermittelt werden. Ein anderes Zwischennutzungsmodell machte den kleinen Ort Kalbe in Sachsen-Anhalt zum Mekka für Kunstschaffende und -interessierte. Dort werden leer stehende Häuser von ehrenamtlich tätigen Bürgern regelmäßig in Ateliers und Ausstellungsräume verwandelt. Künstler, die vorübergehend in Kalbe arbeiten, erhalten freie Logis. Ein Konzept, das auch den Tourismus fördert.



# Bildung

## Inklusive Dorfschule

Das 300-Seelen-Dorf Wallmow liegt im äußersten Nordosten Deutschlands in der Uckermark, einer Region die gekennzeichnet ist von Landflucht, Überalterung und schwindender Infrastruktur. Dass in Wallmow alles ganz anders ist, liegt nicht zuletzt an der dortigen staatlich anerkannten freien inklusiven Dorfschule, in der die Kinder neben Lesen und Rechnen auch soziale Kompetenz erlernen. Eine Elterninitiative zugezogener Städter rief sie 1998 zunächst für 13 Kinder ins Leben – heute werden hier 51 Schülerinnen und Schüler mit und ohne Behinderung unterrichtet. Gelernt wird in drei Lerngruppen, in denen jeweils zwei Klassen zusammengefasst sind, Zensuren gibt es in den ersten vier Jahren nicht, jeder wird seinen Fähigkeiten gemäß gefördert. Auch eine Kita haben die engagierten Eltern mit ihrem Verein Zuckermark e.V. gegründet. Spielzeug sucht man dort vergebens. Die Kinder sollen mit dem spielen, was sie selbst basteln oder draußen finden. 2014 wurde ein neuer Bau mit 30 Plätzen für die Kita errichtet – ökologisch nachhaltig und rollstuhlgerecht. Gelungen ist dies durch Eigeninitiative und durch Fördermittel, darunter auch mit Unterstützung der Aktion Mensch. Heute ist Wallmow ein lebendiger Ort mit Dorfladen, zwei Gaststätten und Postfiliale. An Anfragen von jungen Familien, die der Großstadt den Rücken kehren und ihren Kindern ein Aufwachsen in und mit der Natur ermöglichen wollen, mangelt es nicht. Derzeit ist die Aufnahmefähigkeit des Dorfs allerdings erschöpft.



→ **Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.

# Stufenweise barrierefrei

---

**Kommentar** Christoph Gipp

**Mobilität ist der Motor** funktionierender urbaner wie auch ländlicher Räume. Allerdings bestehen gerade im ländlichen Raum nach wie vor erhebliche Handlungsbedarfe in Sachen öffentlicher Mobilität. Auch wenn der Blick auf eine wachsende Vielfalt an erfolgreichen ökologisch und sozial sinnvollen Modelllösungen optimistisch stimmen mag, sind fehlende flächendeckende Angebote und nur teilweise vorhandene Barrierefreiheit immer noch die Regel.

Das Durchschnittsalter der Bevölkerung auf dem Land und damit auch ihre Mobilitätseinschränkungen nehmen stetig zu. Demgegenüber stehen fortschreitende Konzentrationsprozesse: Versorgungseinrichtungen wie Supermärkte, Banken, Postfilialen, aber auch Arztpraxen, Tagespflegeeinrichtungen oder Apotheken sind bei Weitem nicht mehr flächendeckend verfügbar beziehungsweise fußläufig erreichbar.

Diese Situation steht einer Mobilitätsrealität entgegen, die bisher stark durch den privaten Pkw dominiert wird. Eine 2014 veröffentlichte Studie des IGES Instituts im Auftrag des ADAC e.V. zeigt anhand einer Befragung zur Mobilität der älteren Bevölkerung im ländlichen Raum, dass über die Hälfte aller Wege mit dem Pkw als Fahrer oder Mitfahrer zurückgelegt werden. Der öffentliche Personennahverkehr (ÖPNV) spielt eine vergleichsweise geringe Rolle für die Mobilität der Befragten, zumal mangelnde Angebote oftmals eine Bus- und Bahnnutzung ohnehin erschweren oder ganz ausschließen.

Neben der mangelnden Infrastruktur im ländlichen Raum steht auch die Barrierefreiheit der Angebote bei Bus und Bahn auf dem Prüfstand. Erfreulich ist, dass viele Kommunen Barrierefreiheit mittlerweile als Gesamtsystem denken. Nur im Zusammenspiel aus barrierefreien Fahrzeugen (zum Beispiel stufenloser Einstieg in Bus und Bahn), Infrastruktur (barrierefreie Haltestellen und Bahnhöfe) sowie barrierefrei verfügbaren Mobilitätsinformationen (barrierefreie Fahrpläne, Wegweiser) ist Mobilität tatsächlich barrierefrei. Hinzu kommt, dass in Wegekettens gedacht werden muss. Da der Weg etwa zum Arzt an der Haustür beginnt, müssen barrierefreie Fuß- und Radwege, Buslinien und Bahnlinien bis zur Praxis kombinierbar sein.

Ein großes Problem bei der Umsetzung des seit 2013 im Personenbeförderungsgesetz (PBefG) festgeschriebenen Ziels einer vollständigen Barrierefreiheit bis zum Jahr 2022 (vgl. § 8 Abs. 3 PBefG) besteht in den unterschiedlichen Zuständigkeiten bei Planung und Realisierung. Während Landkreise und kreisfreie Städte meist den Weg zur Umsetzung von Barrierefreiheit anhand von Nahverkehrsplä-

# „Viele Kommunen denken Barrierefreiheit mittlerweile als Gesamtsystem.“

nen vorgeben sollen, sind Städte und Gemeinden für die baulichen Infrastrukturen etwa der meisten Haltestellen zuständig. Da deutsche Landkreise oft über 1.000 Haltestellen haben, ist nicht anzunehmen, dass die finanziell klammen Kommunen bis 2022 vollständige Barrierefreiheit schaffen können.

Um dennoch möglichst barrierefreie Systeme zu erreichen, ist eine kommunale Maßnahmenplanung mit Prioritätensetzung erforderlich. Auf diese Weise kann vollständige Barrierefreiheit stufenweise umgesetzt werden. Auch aufgrund des erheblichen Investitionsaufwandes, etwa bei Fahrzeugen und Haltestelleninfrastrukturen, sind Prioritäten ein Muss. Sie sollten lokal angepasst festgelegt werden. Eine enge Abstimmung mit den jeweiligen Städten und Gemeinden, den Verkehrsunternehmen und nicht zuletzt mit den Integrations- beziehungsweise Behindertenbeauftragten sowie weiteren Interessensvertretern der Fahrgäste ist dabei dringend erforderlich.

Von den verantwortlichen Aufgabenträgern des ÖPNV ist ein klares Bekenntnis zu einer vollständig barrierefreien Gestaltung der öffentlichen Mobilität mit Bus und Bahn zu fordern. Ein barrierefreier ÖPNV ist dabei nicht Selbstzweck, sondern steigert insgesamt die Attraktivität des ÖPNV, und zwar nicht nur für in ihrer Mobilität oder sensorisch eingeschränkte Menschen,

sondern für alle Fahrgäste. Es wird sich daher auszahlen, die Anstrengungen für einen neuen barrierefreien öffentlichen Verkehr in ländlichen Räumen auf sich zu nehmen. —



**Christoph Gipp,**

Diplom-Ingenieur für Verkehrswesen, ist Mitglied der Geschäftsführung des IGES Instituts, eines unabhängigen Forschungs- und Beratungsinstituts für Infrastruktur- und Gesundheitsfragen. Er leitet dort zudem den Bereich Mobilität und ist Experte für die strategische Entwicklung, Planung und den erfolgreichen Betrieb von Versorgungsinfrastrukturen und Mobilitäts- sowie Logistikangeboten.





# Mein Verein

Text Christine Frischke Fotos Hahn+Hartung Illustrationen Gabriella Seemann

**Marcel Dirx, 31, (links) ist geistig und körperlich behindert – und seit Kurzem Schützenkönig der St. Donatus Schützenbruderschaft Füssenich 1910 e.V. am Rande der Eifel.\***

Die Leute grüßen mich nicht mehr mit „Hallo, Marcel“. Sie sagen: „Hallo, Schützenkönig.“ Als König trage ich eine silberne Kette. Sie ist ganz schön schwer. Ich durfte schon auf einem Ball tanzen und habe eine Königin. Sie trägt ein langes Kleid und eine Krone.

König zu werden, war eine tolle Sache. Eigentlich darf ich nicht schießen. Das ist zu gefährlich. Ich habe eine geistige Behinderung und bin auch nicht sehr geschickt mit den Händen. Beim Königsschießen war das Gewehr an einem Gestell fixiert, und wir waren auf einem Hochstand. Außerdem bekam ich Hilfe von Simone. Sie ist auch im Schützenverein. Simone hat das Gewehr geladen und ausgerichtet. Dann durfte ich abdrücken. Das Ziel war ein bunter Holzvogel. Die meisten Schüsse gingen daneben. Plötzlich sah ich den Vogel nicht mehr. Er lag am Boden. Die Leute um mich herum riefen: Du bist jetzt Schützenkönig. Da musste ich heulen vor Freude. Mein Vater hat mich schon als Kind mit zu den Jungschützen genommen. Dort gefiel es mir immer sehr. Irgendwann hatte er keine Zeit mehr für den Verein, zu viel Arbeit. Ich war todtraurig. Wir zogen dann um,

aber die Schützen vergaß ich nie. Unter der Woche arbeite ich in einer Werkstatt. Ich ziehe Gummiringe auf Tankdeckel. Ein Bus holt mich morgens ab und bringt mich abends zurück. Mit meiner Betreuerin gehe ich manchmal in die Stadt. Ich liebe shoppen. Meine Klamotten suche ich mir selbst aus.

Seit einem Jahr bin ich wieder bei den Schützen. Ich musste bei meiner Familie ganz schön betteln. Jetzt begleiten mich alle, mein Vater, meine Mutter und meine Schwester. Die Leute im Verein sind nett und machen viele Späße. Ich bin gerne in lustiger Gesellschaft. Mithelfen muss ich auch, Gläser wegräumen zum Beispiel, da gibt es für mich keine Ausnahme. Als König habe ich viele Pflichten. Andere Vereine laden uns zu Umzügen ein. Die Menschen klatschen immer ganz laut, wenn ich vorbeimarschiere. Bei unserem Schützenfest nächstes Jahr werde ich in einer Kutsche durch den Ort fahren. Ich freu mich darauf! ➤

*\* Das Protokoll entstand mit Unterstützung von Marcel Dirx' Mutter. Marcel Dirx darf nicht auf einem gewöhnlichen Schießstand schießen, weil dies in seinem Fall die Sportordnung verbietet. Das sogenannte Brauchtumsschießen vom Hochstand aus unterliegt der Sportordnung nicht. Das Gewehr ist dabei in eine Lafette eingespannt, sodass kein Schuss am Kugelfang vorbeifliegen kann.*



**David Dohmen, 27, (oben)** war schon als Kind fasziniert von Blaulicht und Sirenen. Heute ist er Feuerwehrmann im hessischen Büdingen – einer der wenigen in Deutschland mit einer geistigen Behinderung.

Neulich war ich bei meinem ersten Brand. Eine Lagerhalle hatte mitten in der Nacht Feuer gefangen. Fast alle Feuerwehren unserer Stadtteile waren im Einsatz. Da war was los! Ich stieß am Morgen dazu. Mein Wehrführer schickte mich gleich zu einem Kollegen. Ich hielt den Schlauch in Position, während er auf der Drehleiter stand und löschte. Später half ich, die Schläuche einzurollen und wieder ins Fahrzeug zu tun. So ein Brand ist nicht lustig. Wir haben versucht, zu retten, was zu retten war. Am Ende blieb aber nicht viel mehr als Schutt und Asche.

Seit einem Jahr bin ich bei der Feuerwehr Büdingen. Ich habe dem Leiter gleich gesagt, dass ich eine Behinderung habe. Das war für ihn kein Problem. Ich habe ein bisschen Downsyndrom, kann nicht so gut rechnen und verstehe vieles nicht auf Anhieb. Bei der Grundausbildung musste ich oft nachfragen. Zu Hause habe ich alles wiederholt. Ich habe sogar mit dem Buch unterm Kopfkissen geschlafen. Am Ende habe ich mit Bravour bestanden. Die Urkunde habe ich einrahmen lassen. Über eine App auf meinem Handy werde ich alarmiert, wenn ein Einsatz ist. Ich nehme dann mein Rad und fahre schnell zur Feuerwehr. Das geht aber nur, wenn ich zu Hause bin. Meine Arbeitsstelle liegt nämlich zwölf Kilometer entfernt.

Ich lebe momentan allein. In einer Vitrine in meiner Wohnung steht meine Sammlung von Feuerwehrautos und Rettungshubschraubern. Schon als Kind wollte ich Feuerwehrmann werden. Wenn ich irgendwo ein Martinshorn hörte, bin ich gleich ans Fenster gerannt. Mein Vater hat sich oft mit mir Feuerwehrtagen angeguckt. Das war spannend. Früher war ich bei einer Jugendfeuerwehr, wurde aber gemobbt und verlor die Lust. Nach dem Umzug nach Büdingen hat mich ein Bekannter eingeladen vorbeizukommen. Jeden Donnerstag haben wir Übungen und Schulungen. Ich mag die Kameradschaft. Wir lachen viel zusammen und gehen auch mal eine Cola trinken. Demnächst möchte ich fragen, ob jemand mit zum Schwimmen kommt.



**Bettina Wirth, 49, (rechts)** ist Sanitäterin beim Roten Kreuz. Sie kümmert sich im Landkreis Würzburg um Menschen, die einen plötzlichen Verlust erlitten haben. Dass sie blind ist, fällt den meisten nicht auf.

Ich werde gerufen, wenn Menschen eine starke Schulter brauchen. Seit zwei Jahren arbeite ich in der Notfallseelsorge. Ehrenamtlich. Dafür habe ich nach der Sanitätsausbildung noch eine >



➤ Fortbildung beim Roten Kreuz gemacht. Bei Einsätzen treffe ich auf Eltern, deren Sohn bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam, auf die Mutter, deren Baby gestorben ist, oder auf Angehörige, die jemanden durch Suizid verloren haben. Man darf dabei keine eigenen Gefühle zulassen. Es hilft Menschen nicht, wenn ich neben ihnen sitze und heule. Kaum jemandem fällt auf, dass ich blind bin. Die Betroffenen haben genug mit sich selbst zu tun. Ist doch mal jemand verunsichert, spreche ich das offen an. Ich habe jeweils eine Woche lang, sieben Tage und 24 Stunden, Bereitschaft. Wenn ein Anruf kommt, muss ich zehn Minuten später startklar sein. Ich bin mit einem Pfarrer aus der Nachbarschaft unterwegs. Er warnt mich, wenn eine Treppe oder ein Absatz kommt.

Ich war nicht immer blind. Als ich elf war, bemerkte man, dass ich nur noch 35 Prozent sehe, wohl die Folge einer unbehandelten Scharlacherkrankung. Heute liegt meine Sehstärke bei unter zwei Prozent. Ich erkenne Konturen, mehr nicht.

Sanitäterin wurde ich auf Umwegen. Ich habe Altenpflegerin gelernt. Als die Kinder groß waren, wollte ich noch mal was Neues lernen. 2012 machte ich das Rettungsschwimmabzeichen in Silber und den Sanitätskurs. Mein Mann fuhr mich zu den Kursen und kam so selbst zum Roten Kreuz. Seitdem kennen uns viele Leute im Ort und grüßen. Das ist schön, denn nach unserem Umzug nach Rimpar vor über zehn Jahren waren wir lange ziemlich isoliert. Durch den Verein haben sich viele Freundschaften entwickelt. Bei den Diensten verbringt man viel Zeit zusammen. Es entsteht eine besondere Gemeinschaft.

Ich wollte immer gern anderen helfen. Vielleicht macht gerade meine Einschränkung mich besonders sensibel für diese Arbeit. Ich kann Emotionen nicht an Gesichtern ablesen, ich spüre und höre sie am Klang der Stimme. Wenn jemand lacht, obwohl es ihm schlecht geht, merke ich das sofort.



**Stefan Zeidan, 30, (oben)** sitzt seit seiner Kindheit im Rollstuhl – und ist leidenschaftlicher Fußballfan. Er hat einen Spielerpass, managt einen Verein in der 1.400-Einwohner-Gemeinde Bell bei Koblenz und macht gerade seinen Trainerschein.

Schon mit zehn Jahren hat mich das Fußballfieber gepackt. Ein Bekannter nahm mich mit ins Stadion zum 1. FC Kaiserslautern. Seitdem habe ich eine Dauerkarte. Während der Saison bin ich selten zu Hause, sondern im Stadion oder auf den Fußballplätzen der Region. Früher habe ich mir oft vorgestellt, selbst dort zu stehen und gegen den Ball zu treten. Für mich unmöglich. Ich kam zwei Monate zu früh auf die Welt und litt bei der Geburt an Sauerstoffmangel. Seitdem kämpfe ich mit einer spastischen Lähmung der Beine.



Ich habe oft gehadert. Bis ich beschloss, das Beste aus der Situation zu machen. Der damalige Trainer meines Heimatvereins, des SG 2000 Mülheim-Kärlich, hatte mich eingeladen, mal vorbeizukommen und die Jungs aus meinem Dorf besser kennenzulernen. So kam ich 2005 zum Amateurfußball und wurde Fanbeauftragter. Ich gehöre offiziell zum Kader, habe ein eigenes Trikot und einen Spielerpass. Die Leute im Ort merkten schnell, wie viel Spaß mir Fußball macht und dass ich Ahnung habe. Das hat viel zu meiner Anerkennung beigetragen.

Mein großer Traum war es immer, Trainer zu werden. Der Fußballverband lehnte zunächst ab, weil ich nicht am praktischen Teil der Ausbildung teilnehmen kann. Mein Idol Colin Bell, der Trainer der irischen Frauennationalmannschaft, den ich noch aus seiner Zeit in Koblenz kenne, ermunterte mich, stattdessen eine Ausbildung zum Vereinsmanager zu machen. Zu Beginn des Lehrgangs hatte der Sportbund Rheinland in Koblenz nicht mal einen barrierefreien Haupteingang. Bei meinem Abschluss 2013 stand dort eine fest installierte Rampe. Mit meiner Lizenz als Vereinsmanager engagiere ich mich bei der SG Eintracht Mendig/Bell. Ich gestalte die Stadionzeitung, kümmere mich um den Internetauftritt und die Öffentlichkeitsarbeit. Alles ehrenamtlich. Mit den Spielern gucke ich mir auch mal andere Begegnungen an, oder wir gehen nach einem Spiel etwas trinken.

Der Verband hat mich inzwischen doch noch für die Trainerausbildung zugelassen. Im Moment büffle ich für die schriftliche Prüfung. Als Trainer muss man ein guter Taktiker sein und ein Gespür für seine Mannschaft haben. Da steht meine Behinderung nicht im Weg. Die praktischen Übungen muss der Co-Trainer übernehmen. Meine Beharrlichkeit hat sich gelohnt. —

Die Deutschen lieben ihre Vereine. Fast jeder Zweite ist Mitglied in mindestens einer Organisation. Mehr als 600.000 Vereine gibt es – und ihre Zahl wächst. Gerade in ländlichen Regionen sind es oft Vereine, die für ein Kulturangebot sorgen, lokale Feste ausrichten und sich um die Jugend kümmern. Sie stärken den Zusammenhalt im Ort, machen ihn attraktiver und tragen so zu einer lebendigen Gemeinschaft bei. Freiwillige Feuerwehr, Rotes Kreuz oder Bergrettung könnten ohne freiwillige Helfer nicht existieren. Und auch viele Freizeitangebote würden ohne Ehrenamt wegfallen. Über die Hälfte des freiwilligen Engagements findet in Vereinen statt, wie aus dem Deutschen Freiwilligensurvey 2014 hervorgeht. Menschen engagieren sich, weil ihnen die Tätigkeit Spaß macht. Wichtig ist aber laut Studie auch, dass sie die Gesellschaft mitgestalten und mit anderen Menschen zusammenkommen wollen. Insgesamt engagieren sich in Deutschland rund 31 Millionen Menschen ehrenamtlich.

Das Recht von Menschen mit Behinderung auf gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben muss sich auch in der Vereinskultur etablieren. Eine Mitgliedschaft kann Integration und Miteinander in der Gemeinde stärken. Mehr und mehr Vereine öffnen sich für Angebote, Initiativen und Projekte, die Inklusion zum Ziel haben. Jede vierte Organisation gab in einer aktuellen Studie der Gemeinschaftsinitiative „Zivilgesellschaft in Zahlen“ von Stifterverband, Bertelsmann Stiftung und Fritz Thyssen Stiftung an, sich auch an Menschen mit Behinderung zu richten. Orchester, in denen Menschen mit und ohne Behinderung zusammen musizieren, oder barrierefreie Wanderwege sind Ergebnisse dieser Bewegung.

Sportvereine dominieren mit mehr als 20 Prozent die Vereinslandschaft. Für sie hat der Deutsche Behindertensportverband einen Index für Inklusion im und durch Sport veröffentlicht. Neben praktischen Hinweisen enthält er einen Fragenkatalog, der Ansätze zur Inklusion aufzeigt. Viele Fragestellungen lassen sich auf alle Arten von Vereinen übertragen. Beispielsweise: Fühlen sich alle Menschen durch den Verein angesprochen und willkommen? Existieren barrierefreie Zugänge zum Sportgelände beziehungsweise zu den Vereinsräumen?



#### **Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.

# Anpacken statt abwarten

Nicht in allen ländlichen Regionen herrscht Grund zur Sorge: Das Emsland beispielsweise, im äußersten Nordwesten der Republik, floriert. Wirtschaftlich geht es der Region vergleichsweise gut, Zusammenhalt und Heimatverbundenheit der Bewohner sind hoch. Wie kommt das? Forscher haben nach dem Erfolgsrezept des Emslands gesucht.

---

**Text** Susanne Theisen

**Viele Jahrhunderte lang** war das Emsland im wahrsten Sinne des Wortes arm dran. Bis zur Nachkriegszeit gab es dort, abgesehen vom Torfabbau, kaum nennenswerte Industrie und die Landwirtschaft auf den kargen Böden war ein hartes Brot. Vor 60 Jahren aber kam im Landstrich im äußersten Westen Niedersachsens eine tiefgreifende Modernisierung in Gang, die aus dem „Armenhaus der Republik“ eine der bis heute wirtschaftlich erfolgreichsten ländlichen Gegenden Deutschlands machte. Wie gelang dieses ländliche Wirtschaftswunder? Und liegt allein darin der Grund für die auffällige Heimatverbundenheit der Emsländer? Das haben Forscher des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung in der vor wenigen Monaten veröffentlichten Studie „Von Kirchtürmen und Netzwerken“ untersucht.

Einen großen Anteil an dieser Erfolgsgeschichte hat der 1950 in Kraft getretene Emslandplan, ein bis Ende der 1980er-Jahre laufendes Förderprogramm des Bundes. Vier Jahrzehnte flossen insgesamt etwas mehr als zwei Milliarden D-Mark in die Region. In dieser Zeit wurden viele mittelständische und größere Unternehmen gegründet, die auch heute noch im Emsland produzieren und für Arbeitsplätze sorgen. Dass sie der Region treu

bleiben, liegt auch daran, dass die Lohnkosten hier vergleichsweise niedrig sind. Entscheidend für den anhaltenden Erfolg des Emslands sei noch ein weiterer Faktor, so die Studie. Die Autoren schreiben: „Es sind die Menschen“, die es gewohnt seien, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, weil es früher gar nicht anders ging. Die Emsländer seien lange auf sich selbst gestellt gewesen und hätten kaum Hilfe von außen zu erwarten gehabt. In diesen harten Zeiten sei ein unerschütterlicher Glaube an die eigenen Fähigkeiten entstanden.

Ein Beweis für das gesunde Selbstbewusstsein in der Region ist nach Auffassung der Wissenschaftler, dass es die Emsländer vor einigen Jahren geschafft haben, die 42 Kilometer lange Lücke der A 31 in ihrer Region zu schließen – in Eigenregie. Nach Planungen des Bundesverkehrsministeriums sollte das erst im Jahr 2017 geschehen. So lange wollten die Bürger nicht warten und brachten mithilfe eines Bündnisses aus lokaler Wirtschaft und kommunaler Politik einen Großteil der Finanzierung selbst auf. Im Dezember 2004 wurde das Autobahnstück fertiggestellt.

Anpacken statt abwarten – diese emsländische Mentalität ist laut dem Berlin-Institut nicht nur in Wirtschaft und Kommunalpolitik spürbar, sondern in allen Lebensbereichen. Das Dorfleben ist größtenteils intakt und motiviert die Menschen offenbar dazu, sich für lokale Belange einzusetzen. In den meisten Dörfern gibt es gleich mehrere Vereine. Viele sind in der katholischen Kirche verankert, die im Emsland noch guten Zulauf hat, obwohl auch hier immer weniger Menschen in die Kirche gehen. Die weltlichen und kirchlichen Vereine, so die Analyse des Berlin-Instituts, sind der Anker der Emsländer in ihrer Gemeinde. Die

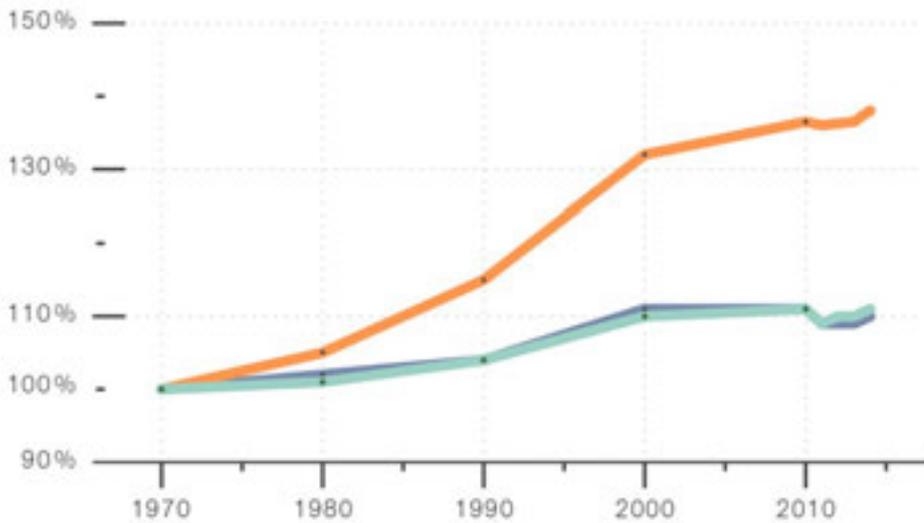
starke Heimatverbundenheit empfinden auch die jungen Menschen, die in großer Zahl im Emsland bleiben oder nach der Ausbildung dorthin zurückkehren.

## *Engagement für Inklusion*

Ehrenamtliches Engagement ist laut der Studie ein Kennzeichen des Emslands. Warum das so ist, erklärt das Berlin-Institut wie folgt: „Durch unsere Gespräche zieht sich wie ein roter Faden, dass die Menschen Spaß daran haben, weil sie dabei unter Leute kommen. Weitere Beweggründe für ihr Engagement sind, dass sie ihr Lebensumfeld mitgestalten oder anderen etwas Gutes tun möchten oder dass sie ihr Engagement als Chance sehen, sich persönlich weiterzuentwickeln.“ Vereine, lokale Unternehmen, Pfarrgemeinden und Kommunalverwaltungen bieten gut funktionierende Strukturen, die Engagierten die Arbeit erleichtern. Man kennt die zuständigen Leute in der kommunalen Verwaltung oder der Kirchengemeinde, sodass sich manche Angelegenheiten schnell auf direktem Weg klären lassen.

Das Engagement der Bürger ist vielfältig. Sie betreuen Bibliotheken, fahren Bürgerbusse oder setzen sich als Integrationslotsen für Flüchtlinge ein. Es gibt eine stabile Nachbarschaftshilfe. So sind Besorgungen oder Einkäufe für Nachbarn, die nicht mehr gut zu Fuß sind, selbstverständlich. Im Bereich Inklusion finden sich zahlreiche kleine und große Projekte. Dazu gehört unter anderem der Verein LinaS, kurz für „Lingen integriert natürlich alle Sportler“. Über LinaS öffnen rund 30 Veranstalter in Lingen und Umgebung ihre Angebote für Menschen mit Behinderung. Mehr als 400 behinderte Sportler nehmen diese Möglichkeit wahr. Aktuell können sie aus 27 Sportarten wählen. LinaS startete im Jahr 2010 mit dem Ziel, Menschen mit Behinderung in die bestehende Vereinslandschaft einzubinden.

Auch die Kirche setzt sich auf vielen Ebenen für Inklusion ein. Seit November 2013 trifft sich beispielsweise in der Propsteigemeinde St. Vitus >



### Mehr Einwohner

Anders als im Bundes- und im Landestrend ist die Einwohnerzahl im Emsland in den vergangenen 40 Jahren gewachsen. Gründe sind der Zuzug von Aussiedlern in den 1990er-Jahren und seit 2012 die Zuwanderung aus dem Ausland.

— Emsland  
— Alte Bundesländer (ohne Berlin)  
— Niedersachsen

Quelle: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung

➤ in Meppen der ökumenische Gesprächskreis Inklusion. Sein Ziel ist es, die Bedeutung von Inklusion im Sinne der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen in den Gemeinden zu verdeutlichen. Die Mitglieder erarbeiten unter anderem Vorschläge, wie Kirchen baulich barrierefrei gestaltet werden können oder wie man Einfache Sprache für die Kommunikation zwischen Menschen mit und ohne Behinderung etablieren kann.

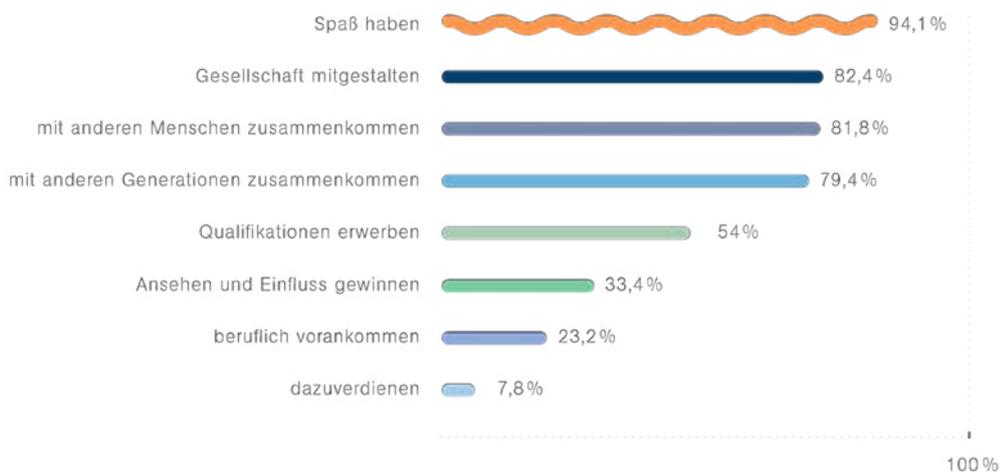
## Große Herausforderungen

Der gesellschaftliche Wandel macht jedoch vor dem Emsland nicht halt. So werden auch hier weniger Kinder geboren und es steigt der Anteil der Älteren, die auf Unterstützung angewiesen sind. Die Forscher des Berlin-Instituts stellten fest: „Selbst die traditionsbewussten Emsländer verändern sich und wenden sich Formen des Engagements zu, die mit weniger Verpflichtung einhergehen oder zeitlich begrenzt sind.“ Diese Herausforderungen scheint man im Emsland erkannt zu haben, merkt die Studie an. Dorfgemeinschaften, Vereine und Institutionen gehen deshalb vielerorts aktiv auf Zugezogene zu und laden sie ein mitzumachen. Es werden neue, flexiblere Formate des Engagements entwickelt,

etwa Aktionskreise. Diese Initiativen fragen ganz konkret, welche Bedürfnisse Jugendliche oder Ältere haben und ob diese vor Ort gedeckt sind. Ist dies nicht der Fall, entwickeln die Aktionskreise – möglichst gemeinsam mit den Bürgern – passende Lösungen.

In das Leben im Emsland eintauchen kann man über die Website [www.eindeutschesdorf.de](http://www.eindeutschesdorf.de). Das seit 2017 existierende journalistische Projekt befasst sich mit der Gemeinde Werpeloh, die die Wissenschaftler des Berlin-Instituts für ihre Studie ebenfalls besucht hatten. Ziel der 16 Reporter der Henri-Nannen-Schule war es herauszufinden, wie es sich in der Provinz lebt. Auch sie kamen zu dem Ergebnis, dass die Werpeloher Bürger ihre Heimat schätzen, die älteren ebenso wie die jungen. „Kleines Kaff auf plattem Land, 20 Kilometer bis zur nächsten Disko und als einziges Geschäft ein Bäcker. Welcher Jugendliche möchte hier bleiben?“, hieß es in einem Artikel auf der Website. Die Antwort lautete: „Jeder.“ —

2014 lebten im Emsland  
20 Prozent mehr  
Menschen als 1989. Die  
Bevölkerung ist vergleichs-  
weise jung: Jeder Fünfte  
ist unter 18 Jahre alt.



#### Motive für freiwilliges Engagement

Berufliche oder finanzielle Vorteile sind nur selten Anlass, sich zu engagieren. Die meisten Befragten geben an, dass der Spaß das Wichtigste ist. Gemessen wurde die Zustimmung auf einer Skala von „stimme nicht zu“ bis „stimme voll und ganz zu“.

Quelle: Deutscher Freiwilligensurvey 2014

# Abgehängt in der Provinz?

Wie viel Inklusion ist möglich auf dem Land? Und wie ist es dort um die nötigen Strukturen für Menschen mit Behinderung bestellt? Wir haben Johannes Schädler von der Universität Siegen mit einigen provokanten Thesen konfrontiert – die im Übrigen nicht unbedingt die Meinung unserer Redaktion wiedergeben.

---

**Protokoll** Stefanie Wulff



**Johannes Schädler** ist Professor für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik an der Universität Siegen. Im Rahmen des Zentrums für Planung und Evaluation Sozialer Dienste befasst er sich auch mit dem Thema integrierte Teilhabe- und Pflegeplanung in ländlichen Räumen. Derzeit wird dazu ein Planungsprojekt mit dem Landkreis Ahrweiler durchgeführt.



## *These 1: Menschen mit Behinderung sind in der Stadt besser aufgehoben als auf dem Land.*

„Besser aufgehoben sein“ wäre zwar nicht meine Wortwahl – aber ansonsten ist das leider in mancher Hinsicht richtig, zumindest im Hinblick auf die organisierten Unterstützungsmöglichkeiten. Die Zugänge zum medizinischen Behandlungsangebot, zur therapeutischen Versorgung, zur Frühförderung, Beratungsstellen und so weiter sind in städtischen Regionen ungleich besser. Wenn man vom ländlichen Raum spricht, muss man allerdings unterscheiden: Es gibt den stadtnahen ländlichen Raum, also Wohnsiedlungen am Rande der Städte. Von hier aus sind die Angebote für Menschen mit Behinderung noch relativ gut zu erreichen. Und es gibt den peripheren ländlichen Raum, weiter weg von den Zentren. Hier ist es wesentlich schwieriger und hier leben immerhin fast 20 Prozent der Bevölkerung. In Deutschland gibt es aber relativ wenige Regionen, die äußerst weit entlegen sind. Geschätzt wird, dass circa vier Prozent der Bevölkerung in solchen Gebieten leben.



## *These 2: Ambulant auf dem Dorf geht kaum.*

Dass sich der Anspruch „ambulant statt stationär“ auf dem Land gar nicht erfüllen lässt, ist nicht ganz richtig. Früher war es gang und gäbe, dass die Antwort auf den Hilfebedarf eines Menschen mit Behinderung der Platz in einer Einrichtung war. Heute meinen wir: Die Antwort auf den Hilfebedarf eines Menschen mit Behinderung muss in jedem Einzelfall neu gesucht werden und sollte aus einem individuellen Unterstützungsarrangement bestehen. Wenn Herr X oder Frau Y in ihrem Dorf wohnen bleiben möchten – was brauchen sie dafür? Wie kann ein Hilfemix aus informeller und professioneller Unterstützung aussehen und wie kann er organisiert werden? Die Verfahren zur individuellen Teilhabeplanung, die mittlerweile nahezu überall eingeführt wurden, können hierbei eine wesentliche Rolle spielen. Gerade im ländlichen Raum muss man sich aber stärker auf die jeweiligen sozialräumlichen Bedingungen einlassen, als dies derzeit der Fall ist. Das gehört zu einer zeitgemäßen Unterstützung von Menschen mit Behinderung. Gleichzeitig darf man die Anbieter von Diensten und Einrichtungen nicht aus dem Blick verlieren. Es muss für sie auch wirtschaftlich tragfähig sein, zu Menschen im ländlichen Bereich zu kommen beziehungsweise wohnortnah Angebote aufzubauen. Längere Fahrwege und Anfahrtszeiten oder Auslastungsprobleme wegen der geringeren Klientendichte verursachen oft höhere Kosten. Diese sollten von den staatlichen Kostenträgern akzeptiert werden, um die Rechte von Menschen mit Behinderung auf gleichberechtigte Teilhabe zu respektieren – unabhängig vom Wohnort. Es gibt ein Grundrecht auf Versorgung, und das gilt für alle Menschen. >



## *These 3: In dünn besiedelten Regionen bleiben Förderschulen, Wohnheime und Werkstätten ohne Alternative.*

Nicht unbedingt. Wie gut die Versorgung mit inklusiven Angeboten im Bereich Kindertagesstätten, Schulen, Wohnen und Arbeiten ist, hängt sehr stark davon ab, welche Gesamtorientierung in einem Landkreis oder einer Gemeinde grundsätzlich vorherrscht. Wenn die Gesamtorientierung inklusiv ist, dann gehen zum Beispiel Kinder mit Behinderung viel eher ganz selbstverständlich mit allen anderen in den Regelkindergarten. In Bezug auf Schule hat sich ebenfalls einiges bewegt. Auch im ländlichen Raum gibt es mittlerweile mehr Kinder mit Behinderung, die die Regelschule besuchen. Allerdings beobachten wir in vielen städtischen und ländlichen Regionen gleichermaßen das Phänomen des sogenannten additiven Veränderungsmusters: Wir haben zwar mehr Inklusion im Bildungsbereich, aber nicht weniger Kinder in Förderschulen. Im Gegenteil. Wir stellen mit Sorge fest, dass die Zahl der Förderschüler gerade auch im Bereich der Kinder mit kognitiven Beeinträchtigungen wieder wächst. Für den ländlichen Raum heißt das: Kinder mit Förderbedarf werden jeden Tag weite Wege bis zur nächsten Förderschule gefahren, die dann womöglich aus allen Nähten platzt und wo die Kinder ausschließlich mit anderen Kindern zusammen sind, die gleiche und ähnliche Probleme haben. Das ist nicht inklusiv und für die Kinder und ihre Familien sehr mühsam und diskriminierend.

Das Gleiche gilt für die Werkstätten, in die Menschen mit Behinderung oft mit großem logistischem Aufwand von weit her gebracht und wieder abgeholt werden müssen. Zwar haben

Werkstätten auch ihre Vorteile, was den sozialrechtlichen Status der Betroffenen und die Gewährleistung einer Tagesstruktur betrifft. Aber ihr Angebot ist mit einer deutlichen Stigmatisierung der dort arbeitenden Menschen verbunden. Es gibt zwar auch alternative Möglichkeiten und Modelle, etwa durch Budgets für Arbeit Menschen vor Ort in Arbeit zu bringen. Allerdings erfüllen diese bei Weitem nicht den tatsächlichen Bedarf. Das neue Bundesteilhabegesetz eröffnet nun neue Chancen, denn die Vorgaben wurden vereinfacht und es können zum Beispiel auch kleinere Initiativen Förderungen für Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung erhalten. Das setzt aber voraus, dass es vor Ort Menschen gibt, die diese Ideen bewusst vorantreiben. Im ländlichen Raum dominieren meist kleinere Betriebe mit weniger als zehn Beschäftigten. Diese bieten Verwandten oder Bekannten mit Behinderung nicht selten jetzt schon die Möglichkeit mitzuarbeiten.

Zum Thema Wohnen kann man sagen: Es fehlt im ländlichen Raum an Angeboten und professionellen Strukturen für betreutes Wohnen. Deshalb werden die Menschen nach wie vor an Wohnheime im städtischen Raum verwiesen. Die Dienste des betreuten Wohnens stehen zudem vor dem Problem der langen Wege und von Fahrtzeiten, die ihre Dienste verteuern. Aber da die Sätze und Fahrtkostenpauschalen für alle Dienste gleich sind, lassen sich Angebote auf dem Land schlecht refinanzieren. Das Gleiche gilt auch im Bereich der Pflege.

~~~~~

## *These 4: Schon in der Stadt ist es schwierig, im Dschungel der zuständigen Stellen die nötigen Hilfen und Leistungen zu bekommen. Auf dem Land ist es aussichtslos.*

In der Stadt kann man gezielter und einfacher nach Beratung suchen, die auf den eigenen Bedarf ausgerichtet ist. Unser bestehendes Hilffssystem ist stark sektoralisiert. Das heißt: Es bestehen für die Bereiche Behinderung, Pflege, Sozialpsychiatrie, Jugendhilfe und so weiter jeweils spezialisierte Anlaufstellen. Ratsuchende müssen erst einmal herausfinden, welche die richtige für das eigene Anliegen ist. Zwar gibt es mehr und bessere Leistungsansprüche als früher, das Gesamtangebot ist aber auch komplizierter und unübersichtlicher geworden. Und tatsächlich sind viele spezielle Hilfen meist nur in den Städten vorhanden. Die Antwort für den ländlichen Raum liegt in der Kooperation und Vernetzung der vorhandenen Unterstützungsangebote. Dafür gibt es bereits gute Beispiele. In Rheinland-Pfalz wurden in den vergangenen Jahren dezentrale Pflegestützpunkte auch in den ländlichen Gebieten geschaffen. Das sind wohnortnahe Anlaufstellen, die bisher vor allem pflegebedürftige Menschen und ihre Angehörigen beraten und bei der Organisation der Pflege behilflich sind. Ähnliche Beratungsstrukturen gibt es auch in anderen Bundesländern. Perspektivisch sollte es darum gehen, diese vorhandenen Strukturen zu nutzen, weiterzuqualifizieren und konzeptionell so auszurichten, dass sie nicht nur pflegebedürftigen älteren Menschen zur Seite stehen, sondern auch Menschen mit Behinderung. Solche Teilhabestützpunkte könnten dazu beitragen, Versorgungslücken zu schließen.

~~~~~

## *These 5: Auf dem Land kennt und hilft man sich.*

Familien- und Nachbarschaftsstrukturen sind auf dem Land tatsächlich noch stärker ausgeprägt als im städtischen Raum. Das gilt vor allem für periphere ländliche Räume. Deutlich wird das vor allem in Bezug auf die Versorgung älterer pflegebedürftiger Menschen, aber tendenziell auch in Bezug auf Menschen mit Behinderung. Menschen werden heute immer älter und benötigen, auch wenn sie noch nicht völlig gebrechlich sind, immer mehr Alltagsassistenz. In ländlichen Gegenden gibt es eher jemanden, der den Menschen zur Hand geht, etwas erklären kann oder sie mal zum Einkaufen, zum Arzt, zur Behörde oder sonst wohin fährt. Das ist im Alltag sehr bedeutsam. In der Großstadt dagegen haben es ältere Menschen oft schwerer, vor allem, wenn sie – was zunehmend der Fall ist – ohne direkte Angehörige im Umfeld leben. Da niedrigschwellige Assistenzdienste meist fehlen, stellt sich die Frage „Geht es noch allein zu Hause?“ oft unnötig früh. Alltagsassistenz für Ältere und Menschen mit Behinderung kann auf dem Land in der Tat eher informell gedeckt werden. Professionelle Dienste können diese Hilfen nicht ersetzen, aber ergänzen.



### **Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.

**Jutta Fröhlich,  
Anni Hünerfauth,  
Gisela Hierschbiel**

*Gruseliges Häuschen, 2013,  
glasierte Keramik,  
16 cm x 8 cm x 10 cm (H x B x T)*

---

Eigentlich sollte es ein Lichterhäuschen werden, doch weil während der Arbeit gesungen und gelacht wurde, entstanden hier und da ungeplante Schnitte und das Gebäude geriet etwas aus dem Lot. In die Keramikwerkstatt Tonemol, ein Angebot der Lebenshilfe Speyer-Schifferstadt für Senioren mit Behinderung, kommen die drei Künstlerinnen seit 2012 und erarbeiten sonst am liebsten Tierfiguren.





© Lebenshilfe Speyer-Schifferstadt, Fotos: Dr. Karin Bury

# Es gibt viel zu tun



Foto Julian Baumann

Arbeit ist für die meisten Menschen wichtig für ein zufriedenes Leben. In ländlichen Regionen sind die Chancen auf Jobs, zumal für Menschen mit Behinderung, allerdings noch rar gesät – vor allem auf dem ersten Arbeitsmarkt. Doch es gibt sie: innovative Beschäftigungsvorhaben, Integrationsfirmen und Arbeitgeber, die die Vorteile von inklusiven Teams erkannt haben.

---

Text Carmen Molitor





**Als die Tante-Emma-Läden** in Höhenöd, Herschberg und Battweiler im Landkreis Südwestpfalz dichtmachten, schlug die Stunde für das CAP-Mobil. Der kleine Lebensmittelladen auf Rädern wird als Inklusionsunternehmen von einem Tochterunternehmen der Heinrich Kimmle Stiftung betrieben. „Wir haben uns als Ziel gesetzt, Beschäftigte aus der Werkstatt für behinderte Menschen, kurz: WfbM, auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu beschäftigen“, erzählt Geschäftsführer Markus Matheis. „Das gelingt hier im ländlichen Raum mit externen Arbeitgebern aber nur zum Teil. Deshalb haben wir gesagt: Wir machen das selbst!“ Noch im gleichen Jahr gründete die Heinrich Kimmle Stiftung ein gemeinnütziges Integrationsunternehmen, das innerhalb von zwölf Jahren acht Integrationsbetriebe eröffnet hat. Unter anderem ist die Pirminius-Werk gGmbH Franchisenehmer zweier sogenannter CAP-Märkte, von denen es bundesweit über 100 gibt. Jetzt beliefert sie darüber hinaus Dörfer, die keine eigenen Läden haben, mit dem CAP-Mobil. Das CAP-Mobil bietet anderthalb Stellen für Menschen mit Behinderung, die nach dem Einzelhandelstarif bezahlt werden. „Auf einem Fahrzeug sind immer zwei Personen. Eine, die das Fahrzeug fährt, kassiert und beim Bestücken hilft. Und eine, die das Auto belädt, mitfährt, die Kunden beim Einkauf unterstützt und ihnen auch mal Ware nach Hause trägt“, erklärt Matheis.

Für Menschen mit Behinderung ist es schwer, einen Arbeitsplatz zu finden. Die

*„Das Besondere an den Inklusionsfirmen ist, dass sie es schaffen, am regulären Markt teilzunehmen und im Wettbewerb mit anderen Unternehmen zu stehen.“*

**Claudia Rustige**, Geschäftsführerin  
der Bundesarbeitsgemeinschaft  
Inklusionsfirmen

Arbeitslosenquote von Menschen mit Behinderung ist mit 13,4 Prozent mehr als doppelt so hoch wie der Durchschnitt von 5,8 Prozent. Auf dem Land sind Inklusionsunternehmen wie das CAP-Mobil wichtige Treiber für inklusive Arbeit. Rund 850 gibt es davon bundesweit. Sie bieten sozialversicherungspflichtige und tariflich entlohnte Jobs an und beschäftigen 26.000 Menschen, davon 11.500 schwerbehinderte Frauen und Männer.

„Das Besondere an den Inklusionsfirmen ist, dass sie es schaffen, am regulären Markt teilzunehmen und im Wettbewerb mit anderen Unternehmen zu stehen“, sagt Claudia Rustige, Geschäftsführerin der Bundesarbeitsgemeinschaft Inklusionsfirmen. „Gleichzeitig beschäftigen

sie einen sehr hohen Anteil von besonders betroffenen schwerbehinderten Menschen, die ansonsten keine Chance auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt haben. Dazu gehören Menschen mit psychischer oder geistiger Behinderung und schwerst mehrfachbehinderte Menschen. Sie sind in einem ganz normalen Arbeitsverhältnis beschäftigt.“ Inklusionsfirmen stehen im Wettbewerb und suchen deshalb Geschäftsfelder, auf denen sich ein Engagement rechnet. Davon gibt es auf dem Land nicht viele, aber es finden sich Nischen, beispielsweise in der Nahversorgung mit Lebensmitteln oder im Tourismus. So werden mehr und mehr Jugendherbergen inklusiv betrieben. Den Anfang machte 2012 die Jugendherberge im ostfriesischen Leer, die sechs Menschen mit Behinderung beschäftigt und deren inklusives Betriebsmodell als Vorbild für andere Jugendherbergen dient.

Auf dem Weg zum inklusiven Unternehmen ist die Kirchen-Käserei Sindolshausen. Die kleine Genossenschaft im Neckar-Odenwald-Kreis will sich zum Integrationsbetrieb weiterentwickeln und mittelfristig bis zu acht Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigen. Vier von ihnen werden Menschen mit Behinderung sein. „Am Anfang war das ein rein ehrenamtliches Projekt von engagierten Mitgliedern der evangelischen Kirchengemeinde aus dem Dekanat Adelsheim-Boxberg“, erzählt Geschäftsführerin Ursula Krauth. „Wir wollten erkunden, ob es möglich ist, bei uns Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung zu schaffen, indem wir Biokäse herstellen >

**Uli Schmölz**

## *Mit dem Bulldog über die Felder*

„Ich bin auf dem Hof meiner Eltern aufgewachsen. Als ich Kind war, hatten wir noch Tiere, heute nur noch Felder und Wiesen. Wir bewirtschaften die 30 Hektar mit Gras, Klee und Mais. Damit beliefern wir vier Mal im Jahr die örtliche Biogasanlage. Vor zwei Jahren haben wir einen neuen Automatik-Bulldog gekauft, der so umgebaut ist, dass ich ihn fahren kann. Er hat eine Hebebühne, die mich zum Fahrersitz bringt und zurück. Bedienen kann ich das Fahrzeug mit einem ganz normalen Handgerät mit einem Hebel. Mit dem Hebel gebe ich Gas und Bremse. Ich brauche nur Hilfe, um die Geräte zu befestigen. Aber dann mähe ich die Flächen allein. Danach stelle ich den Bulldog neben meinem Rollstuhl wieder ab, den ich nicht auf dem Bulldog dabei habe, arbeite weiter mit dem großen Kipper und fahre das Gras und den Mais zur Biogasanlage.“

Ich habe Maurer gelernt und wollte den Hof meiner Eltern eigentlich nicht übernehmen. Zumindest nicht die Viehwirtschaft, die Felder schon eher. Ich hatte auch mit dem Gedanken gespielt, Gebirgsjäger bei der Bundeswehr zu werden. Mein Einberufungsbescheid war schon da, als der Unfall passierte. Ich war 19 Jahre alt und beim Ski-Weltcup in Osterschwang als Helfer. Dort hatte ich einen schweren Skiunfall. Seither bin ich querschnittgelähmt. Zum Glück hat die Verwaltungsgenossenschaft den Unfall als Berufsunfall anerkannt und mir den umgebauten Bulldog bezahlt. So kann ich meinem Vater und meiner Schwester jetzt dabei helfen, den Hof weiter zu bewirtschaften.“

**Uli Schmölz, 39**, hat seit einem schweren Skiunfall vor 20 Jahren eine Querschnittlähmung. Er arbeitet auf dem Hof seines Vaters in Fuchstal in Oberbayern. Schmölz erhält eine Rente.



**Philipp Portscheller**

## *Erstmals so richtig glücklich im Job*

„Ich arbeite schon im CAP-Mobil, seit es 2011 seinen Betrieb aufnahm. Mein Chef holt mich morgens um halb 8 vor der Haustüre ab. Wir laden zuerst am CAP-Markt in Thaleischweiler-Fröschen Gemüse, Früchte und Molkereiprodukte in unseren Verkaufs-Lkw, der rund 850 Artikel vorhält. Da muss man sich immer Notizen machen, was rausgeht und was für den nächsten Tag nachgeladen werden muss. Ich fahre die Touren über das Land mit. Wir fahren bis zu 16 Haltestellen am Tag an, in der Woche geht es zu insgesamt 36 Ortschaften.

Bei uns kaufen hauptsächlich ältere Damen ein, manche kommen mit dem Rollator angetuckert. Ich helfe ihnen beim Einkauf, weil ich ja weiß, wo bei uns was im Regal steht. Wir sind immer zu zweit auf Tour. Einige Kundinnen kaufen richtig viel ein, andere kaufen nur Frisches dazu. Wenn nötig, trage ich ihnen den Einkauf nach Hause. Sie freuen sich nicht nur über die Möglichkeit zum Einkauf, sondern auch, dass sie mit jemandem ein paar Worte sprechen können. Mir macht das sehr viel Spaß. Wenn wir am Ende des Tages zurückkommen, heißt es: ausladen und Artikel nachfüllen!

Ich habe eine 37,5-Stunden-Woche. Ich mache meine Arbeit aber so, als ob mir das Geschäft gehören würde, und bleibe auch länger. Eben, bis alles fertig ist. Ich war lange Zeit in der Metallbranche tätig, bis ich so etwas wie ein Burnout gekriegt habe und Medikamente nehmen musste. Zuerst habe ich in einer Werkstatt für behinderte Menschen gearbeitet. Seit ich auf ein neues Medikament umgestellt bin, geht es mir besser. Die Arbeit geht mir wieder gut von der Hand und ich fühle mich pudelwohl. Mir gefällt der Job sehr gut, das ist das erste Mal in meinem Leben. Ich würde gerne bis ins Rentenalter bleiben.“

**Philipp Portscheller, 58**, lebt mit einer psychischen Erkrankung und arbeitet in einem Integrationsunternehmen der Heinrich Kimmler Stiftung in Rheinland-Pfalz. Er wird nach dem Einzelhandelarbeitsvertrag bezahlt.



› und verkaufen.“ Inzwischen hat man eine Genossenschaft gegründet und ist in der Vorbereitung, auf einem Hof in Rosenberg-Sindolsheim eine Käserei aufzubauen. Zwei der vier sozialversicherungspflichtig angestellten Mitarbeitenden sind Menschen mit Behinderung. „Sie werden überall einbezogen, reinigen die Milchtanks, füllen den Käsebruch in Formen, wenden den Käse im Reiferaum, verpacken und kommissionieren die Stücke für unsere Wiederverkäufer und gehen mit auf Märkte“, zählt Ursula Krauth auf.

In Unterkirnach im Schwarzwald beschäftigt ein Inklusionsunternehmen der Caritas in einer Ferienwohnanlage Menschen mit Behinderung im Housekeeping, im Hausmeisterdienst, in der Verwaltung sowie in Service und Küche des Restaurants Föhrenhof. „Gestartet sind wir mit acht Arbeitsstellen für Menschen mit Behinderung, mittlerweile gibt es zehn“, erzählt Bettina Gail vom Caritasverband für den Schwarzwald-Baar-Kreis e. V. „Alle haben unbefristete sozialversicherungspflichtige Arbeitsverträge und erhalten somit auch eine tarifliche Entlohnung. Die meisten arbeiten in Teilzeit.“ Bewerbungen kommen aus der gesamten Region – andernorts gibt es kaum Arbeitsangebote für diese Zielgruppe. Finanziell trägt sich das Unternehmen noch nicht selbst. „Wir bekommen Personalkostenzuschüsse, wie zum Beispiel Eingliederungszuschüsse oder Leistungen für den besonderen Aufwand und den Minderleistungsausgleich von der Agentur für Arbeit und dem Kommunal-

verband für Jugend und Soziales“, erzählt Gail. Auch Spenden machen einen großen Teil der Finanzierung aus.

Wer Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung einrichtet, kann auf zahlreiche solcher Fördermöglichkeiten zurückgreifen. Dazu gehören Zuschüsse zu den Lohnkosten und finanzielle Hilfen, um Arbeitsplätze an die besonderen Bedürfnisse anzupassen, sowie die Übernahme der Kosten für einen Assistenten. „Oftmals ist aber gerade kleinen Betrieben nicht klar, welche Chancen sich ihnen durch die Beschäftigung von Rollstuhlfahrern, Blinden oder Menschen mit Lernschwierigkeiten bieten“, sagt Günter Benning, Inklusionsberater bei der Handwerkskammer Dortmund. Er und seine Kollegen aus anderen Kammern beraten Unternehmen im ländlichen westfälischen Raum, die Menschen mit Behinderung neu einstellen oder einen inzwischen behinderten Mitarbeiter weiter beschäftigen wollen. „Viele dieser potenziellen Arbeitgeber wissen nicht, was sie beachten müssen und wer für sie zuständig ist. Ob beispielsweise das Integrationsamt des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL) oder die Deutsche Rentenversicherung Westfalen, die Bundesagentur für Arbeit oder die Jobcenter, Berufsgenossenschaften oder gesetzlichen Unfallversicherungen.“ Seit 2005 kooperiert die Handwerkskammer Dortmund mit dem LWL-Integrationsamt. „Wenn mehr Arbeitgeber und Betriebe darüber aufgeklärt wären, welche Beratungs- und Förderangebote sie nutzen könnten, wäre das aus meiner Sicht bereits ein großer Fortschritt“, sagt Günter Benning. Außerdem wünscht er sich, dass die Potenziale von Menschen mit

*„Oftmals ist aber gerade kleinen Betrieben nicht klar, welche Chancen sich ihnen durch die Beschäftigung von Rollstuhlfahrern, Blinden oder Menschen mit Lernschwierigkeiten bieten.“*

**Günter Benning**, Inklusionsberater bei der Handwerkskammer Dortmund

Behinderung und ihre ebenso große Motivation zu arbeiten öfter erkannt würden.

Bislang sind auf dem Land Werkstätten oft der einzige Anbieter von Jobs und Beschäftigung für Menschen mit einer schweren Behinderung. In den bundesweit rund 700 WfbM arbeiten etwa 300.000 Beschäftigte, es gibt sie flächendeckend an 2.700 Standorten. Menschen, die aufgrund ihrer Behinderung nicht auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt Fuß fassen können und Anspruch auf Sozialleistungen haben, steht rechtlich ein solcher Werkstattplatz mit einer >

# „Einem normalen landwirtschaftlichen Betrieb ist es fast unmöglich, einen Menschen mit Behinderung zu beschäftigen.“

**Dr. Robert Hermanowski**, Forschungsinstitut für biologischen Landbau Deutschland

➤ auf ihre Fähigkeiten abgestimmten beruflichen Bildung, individueller Förderung oder einer bezahlten Beschäftigung zu. Das gezahlte Entgelt liegt jedoch weit unter dem gesetzlichen Mindestlohn auf dem ersten Arbeitsmarkt. Auf dem Land gibt es aber längst nicht für jeden eine passende Einrichtung in Wohnortnähe. Das führt teilweise zu sehr langen Anfahrtswegen.

Der Freizeit- und Erlebnispark EINS+ ALLES bietet dagegen Jobs direkt vor der Haustür. Es ist ein „Erfahrungsfeld der Sinne“, ein weitläufiger Park in einem idyllischen Tal bei Welzheim, in dem man in freier Natur sowie in einem Aktionshaus riechen, tasten, balancieren und alle Sinne herausfordern kann. Betrieben wird das beliebte Ausflugsziel von der anthroposophisch geprägten Christopherus Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. 49 Menschen mit geistiger Behinderung aus der Region sind im WfbM-Bereich der Einrichtung beschäftigt. „Sie ver-

edeln Kaffee in unserer dazugehörigen Bio-Kaffeerösterei El Molinillo oder arbeiten als Küchen- und Servicekräfte im Café-Restaurant Molina“, erzählt Daniela Doberschütz, Pressesprecherin der Christopherus Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Außerdem pflegen Menschen mit Behinderung die Tiere in der Anlage, sind für die Garten- und Landschaftspflege zuständig und machen Führungen für die Gäste. Mit ihnen im Team arbeiten 33 weitere Festangestellte und 32 saisonale Aushilfskräfte. Pro Jahr kommen knapp 100.000 Besucher, deutlich mehr, als die Betreiber zu Beginn gehofft hatten.

Werkstätten sollen eine Teilhabe am beruflichen Leben bieten – das schaffen sie insbesondere durch Außenarbeitsplätze, beispielsweise auf Bauernhöfen. Eine direkte Anstellung in der privaten Landwirtschaft ist dagegen noch die Ausnahme. „Einem normalen landwirtschaftlichen Betrieb ist es fast unmöglich, einen Mensch mit Behinderung zu beschäftigen. Das liegt an den komplizierten gesetzlichen Rahmenbedingungen“, kritisiert Dr. Robert Hermanowski vom Forschungsinstitut für biologischen Landbau Deutschland in Frankfurt am Main, der sich seit den 1990er-Jahren für Inklusion auf Bauernhöfen einsetzt. Dass sich gerade ökologische Höfe für die Inklusion gern öffnen, wundert ihn nicht. „Biobetriebe sind die mental offeneren Betriebe, soziales Wirtschaften hat hier eine bessere Chance.“ Werkstätten schaffen mit eigenen Tochterunternehmen bundesweit rund 5.000 Jobs in der Landwirtschaft, schätzt Hermanowski. „Die Zahl ist seit Jahren relativ unverändert. Es entstehen nicht im nennenswerten Maße neue Betriebe, aber die bestehenden sind recht stabil.“

Für mehr direkte Beschäftigung von Menschen mit Behinderung auf Bauernhöfen setzt sich das Netzwerk alma im niedersächsischen Verden an der Aller ein. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter dieses integrativen Netzwerks für die Landwirtschaft qualifizieren Menschen mit Behinderung für die Hofarbeit und beraten Landwirte, welche Arbeitsmodelle und finanziellen Fördermöglichkeiten ihnen für die Beschäftigung zur Verfügung stehen. Es geht darum, die neuen Möglichkeiten für eine Teilhabe am Arbeitsleben bekannt zu machen, die das Bundesteilhabegesetz bietet. Landwirtschaftliche Betriebe haben nun erstmals die Chance, eine verlässliche Finanzierung für die Inklusion von Beschäftigten mit Behinderung zu erhalten.

Inklusionsbetriebe, Höfe, Werkstätten, Genossenschaften: Der Mix der Arbeitsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung mit den unterschiedlichsten Fähigkeiten auf dem Land ist vielfältig. Durch die Werkstätten haben auch Menschen mit sehr hohem Unterstützungsbedarf Anteil am Arbeitsleben. Für andere können sie durch ihre gezielte Förderung zum Sprungbrett in den ersten Arbeitsmarkt werden. Inklusionsunternehmen zeigen anderen Arbeitgebern an immer mehr Orten, dass es kein Widerspruch ist, wirtschaftlich erfolgreich und gleichzeitig sozial zu arbeiten. „Sie sind ein Modell der Zukunft. Ihre Zahl wird weiter steigen“, sagt Claudia Rustige. „Aber die Rahmenbedingungen werden sicherlich nicht einfacher.“ —



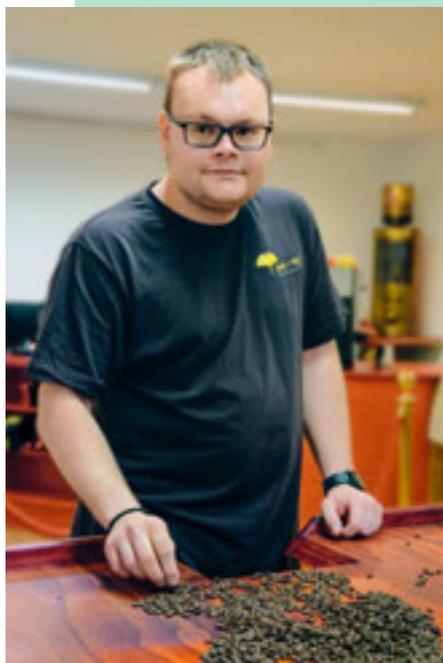
#### **Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.

### **Lasse Schuster**

## *Kaffee zu rösten, macht Spaß*

„Ich arbeite in der Bio-Kaffeerösterei El Molinillo im Erfahrungsfeld der Sinne EINS+ALLES. Für mich fängt der Arbeitstag um 8:30 Uhr an und dauert bis 16:15 Uhr. Ich wohne direkt in Welzheim und brauche deshalb für den Weg zur Arbeit in die Laufmühle nur fünf Minuten. Das ist praktisch. In der Kaffeerösterei habe ich viele unterschiedliche Sachen zu tun. Ich sortiere Bohnen und helfe beim Rösten, Mahlen und Abwiegen des Kaffees. Besonders gerne packe ich den Kaffee ab. Wir kleben auch Etiketten auf die Packungen. Ich helfe beim Ausschank und bei der Beratung unserer Gäste an der Theke. Im Juli habe ich sogar einmal dem Umweltminister von Baden-Württemberg, Franz Untersteller, einen Kaffee ausgeschenkt, als der uns besucht hat. Wir liefern jetzt an sein Ministerbüro unseren Kaffee. Ich habe in der Rösterei zehn Arbeitskolleginnen und -kollegen, die wie ich zur WfbM gehören. Bevor ich dort angefangen habe, bin ich in der Laufmühle in verschiedenen anderen Bereichen gewesen. Ich habe die Bäckerei, die Großküche und den Gartenbau durchlaufen. Am Ende habe ich mich für die Kaffeerösterei entschieden, weil es mir dort am besten gefallen hat. Es riecht da immer gut und die Arbeit macht mir Spaß. Seit drei Jahren arbeite ich hier und möchte gerne bleiben.“



**Lasse Schuster, 23**, ist zu Hause in der Christopherus Lebens- und Arbeitsgemeinschaft Laufmühle e. V. bei Welzheim. Er lebt mit einer geistigen Behinderung und arbeitet in der als WfbM-betriebenen Bio-Kaffeerösterei von EINS+ALLES. Schuster erhält als Werkstattmitarbeiter einen Grundlohn und Arbeitsförderungsgeld.

# So klein, so gut

Wo die Strukturen übersichtlich sind, lässt sich oft schnell etwas verändern. Weil jeder sieht, wo etwas im Argen liegt. Und weil Menschen anpacken. Hier sind sechs Beispiele für inklusive Initiativen im ländlichen Deutschland.

**Text** Saskia Kaufhold **Illustration** Martin Haake

## 1 Schwarzenbek Schleswig-Holstein

Was tun, wenn es inklusive Projekte und Aktionen gibt, die jedoch nur selten von Menschen mit Behinderung genutzt werden? Türen öffnen! Das tun „Die Inklusionisten“. Sieben Menschen mit und ohne Behinderung vermitteln seit Juli 2016 Angebote aus Sport, Kultur und Arbeit. Viele Menschen mit Behinderung oder psychischen Erkrankungen scheuten sich, inklusive Angebote zu nutzen. Dank Öffentlichkeitsarbeit und Kooperationspartnern werden die Freizeit- und Berufsangebote mittlerweile stark nachgefragt.

## 2 Dinklage Niedersachsen

Dinklage bewegt sich – mit dem Projekt „Dinklusive – Freizeit gemeinsam leben“ schaffen Vereine und Initiativen inklusive Freizeit- und Sportmöglichkeiten für Menschen mit und ohne Behinderung. Tanzen, Kinderturnen, Dart, Computerspielen oder Bogenschießen: Das von der Aktion Mensch geförderte Projekt macht Teilhabe selbstverständlich. Aktuell beteiligen sich fünf Vereine mit zehn Aktivitäten an „Dinklusive“.

## 3 Arzberg Sachsen

Wie in vielen Gemeinden ist auch in Arzberg der demografische Wandel ein wichtiges Thema. Um mehr Barrierefreiheit und Teilhabe am Gemeinleben für alle Bewohner zu schaffen, wurde dort ein Mehrgenerationenhaus mit barrierefreiem Zugang erbaut. Hier kommen Menschen mit und ohne Behinderung zusammen und können an über 40 Freizeitangeboten teilnehmen. Das Motto der kleinen Gemeinde: fit werden für die Zukunft.

## 4 Roth Bayern

Daumen hoch für Barrierefreiheit! Auf einer Onlinekarte des Landkreises Roth sind Plätze, Wege und Orte gekennzeichnet, wenn sie für Menschen mit Sinnes- oder körperlicher Behinderung zugänglich und nutzbar sind. Angestoßen wurde die Karte vom Rother Inklusionsnetzwerk. Wo der Daumen nach unten zeigt, gibt es Verbesserungsbedarf. Jeder Ort im Landkreis hat einen Ansprechpartner, der Verbesserungsvorschläge oder Lob zur inklusiven Situation entgegennimmt.

## 5 Dußlingen Baden-Württemberg

Begegnungsmöglichkeiten unabhängig von Vereinen oder Institutionen – das wünschten sich die Dußlinger, die 2014 einen Fragebogen ausfüllten, der an alle Haushalte gegangen war. Und sie haben sie bekommen: Im Projektcafé treffen sich Junge, Alte, Menschen mit und ohne Behinderung, Familien, Geflüchtete. Bis November 2017 wurde das Projekt von der Aktion Mensch gefördert. Aber es wird weiterlaufen. Weil sich immer mehr Dußlinger einbringen.

## 6 Biberach an der Riß Baden-Württemberg

Vier Einrichtungen der Behindertenhilfe arbeiten gemeinsam an der Weiterentwicklung inklusiver Strukturen. Schwerpunkt ist die Barrierefreiheit im öffentlichen Raum, etwa in Ämtern oder im öffentlichen Nahverkehr. Damit mehr Menschen verstehen, was geboten wird, gibt es Informationen über Veranstaltungen und Kurse, aber auch über das Projekt selbst in Leichter Sprache. Außerdem bietet das Projektteam Kurse zu Leichter Sprache an, berät zum Thema und bindet Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen ein.



### Mehr wissen

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.





#Nachtarbeit



# Die Natur! Die Freunde!

Ist es schön, ein Dorfkind zu sein?  
Das Deutsche Jugendinstitut hat das  
in einer Studie untersucht und bekam  
überraschende Antworten.

---

Text Saskia Kaufhold

Fotos DorisaltStadt



**„Jugendliche schätzen das Landleben.“** So steht es in einer 2016 veröffentlichten Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI). Der Titel der Studie, „Jugend im Blick – Regionale Bewältigung demografischer Entwicklungen“, ließe vermuten, dass es anders ist. „Bewältigung“ und „demografische Entwicklungen“ klingen eher nach Problemen statt nach Spaß und Zuversicht. Und das gilt auch für das Bild, das viele Städter vom Leben auf dem Land haben: Teenager und junge Heranwachsende, so ein Klischee, hätten hier wenig Gestaltungsspielraum, das Leben auf dem Dorf sei einschränkend. Dass das nicht stimmt, belegt unter anderem die Studie des DJI, für die Jugendliche und jugendpolitische Akteure aus acht Landkreisen in ganz Deutschland zu Themen wie politischer Teilhabe, Beschäftigungsperspektiven und Infrastruktur befragt wurden.

Viele Jugendliche nannten die Ruhe und die Nähe zur Natur als Pluspunkt. Insbesondere Kinder hätten – anders als in städtischen Gebieten – Freiräume, um unbeschwert und sicher spielen zu können. Auch haben viele Jugendliche ihre Großeltern und weitere Verwandte in ihrem direkten Umfeld und verwiesen auf einen starken familiären Zusammenhalt. Einige der >



#Bleifuss

### Initiative

## #DorfstattStadt

Für einen Job vom Dorf in die Stadt ziehen? Für Tim Hartmann (oben rechts) kam das 2015 nicht infrage. Stattdessen gründete der heute 24-jährige Programmierer die Internetinitiative „DorfstattStadt“.

Über Facebook, Instagram und Snapchat teilt und sammelt er „Dorfkindmomente“ – Bilder und Geschichten von jungen Menschen im ländlichen Raum –, die inzwischen auch als Buch erschienen sind.

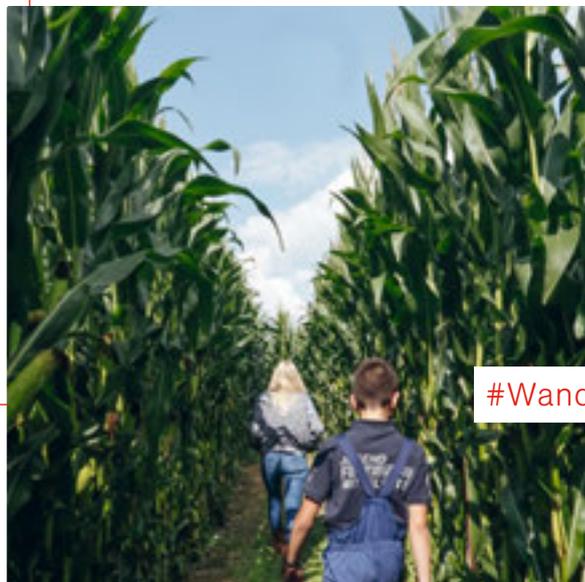
„Ich will zeigen, wie toll es auf dem Land ist“, sagt Hartmann. „Außerdem möchte ich Dorfkin-der vernetzen, langfristig gesehen das Land-leben verbessern und Bewegung in das Thema bringen.“

Die Bilder auf dieser und den beiden vorher-gehenden Seiten stammen von DorfstattStadt.

> Befragten empfinden das Leben in der Stadt als anonym und schätzen die Vertrautheit unter den Dorfbewohnern. Die Mehrheit fühlt sich zu-dem sicherer und weniger von Kriminalität be-droht, als es beispielsweise bei Jugendlichen der Fall sei, die in Städten leben, so die Studie.

Freizeitgestaltung ist für Jugendliche auf dem Land wichtig. Das tun zu können, was man gerne möchte, ist allerdings oftmals schwieriger als in der Stadt. Das Ergebnis der Studie diesbezüg-lich: „Jugendliche sehen sich hinsichtlich ihrer Bildungs- und Berufsperspektiven, aber auch beim Zugang zu Freizeitangeboten gegenüber der urbanen Jugend deutlich benachteiligt.“ Ju-gendliche auf dem Land müssten oft viel größe-re Distanzen überwinden, um zu einem Ort ihrer Wahl zu gelangen. Das bestätigt auch Gabriele Rohmann, Leiterin des Archivs der Jugendkultu-ren e.V. in Berlin. „An manchen Orten haben Jugendliche lange Schulwege, die Busse fahren selten. Wenn nicht Angehörige sie von A nach B fahren oder sie ein Mofa oder Auto haben, sind sie deutlich weniger mobil als städtische Ju-gendliche.“ Ein Hobby ausüben zu wollen, ist mit viel Aufwand verbunden.

Wer sich über Online-Chaträume verabreden oder beim Spielen im Internet abschalten will, muss je nach Wohnort lange Ladezeiten in Kauf



#Wandertag

nehmen. Teilweise verwehren schlecht ausgebaute Netze Jugendlichen den Zugang zu schnellem Internet.

In der Politik engagieren sich die Landjugendlichen kaum. Desinteresse sei aber nicht der Grund, so die DJI-Studie. „Die Ursachen für Partizipationsabstinenz sind vielschichtig. So sind Formate, wie Jugendparlamente oder Beiräte, oftmals sehr abstrakt und werden eher mit Schule als mit Spaß konnotiert.“ Außerdem würden die Jugendlichen diese Beteiligungsformen nicht als tatsächliche Mitbestimmungsgremien wahrnehmen, da ihnen die Themen oftmals vorgegeben würden und ein Engagement oft ohne greifbare Ergebnisse bliebe.

Fazit: Auf dem Land groß zu werden, die Nähe zur Natur und der direkte und enge Kontakt mit

der Gemeinschaft sind Gründe, aus denen Jugendliche das Landleben dem in der Stadt vorziehen. Ältere Heranwachsende, denen es immer wichtiger wird, mobil und unabhängig zu sein, sich zu engagieren und ihre Lebenswelt aktiv und individuell zu gestalten, stoßen auf dem Land jedoch oft an ihre Grenzen. „Nicht ohne Grund wollen viele Jugendliche vom Land in die Stadt ziehen“, sagt Gabriele Rohmann. Um der Landflucht Jugendlicher entgegenzuwirken, gilt es laut DJI-Studie, mehr Bewusstsein für deren Belangen zu schaffen und zusammen mit Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Bildung mit Lösungen gegenzusteuern. —



#### Mehr wissen

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.



#### Interview

### „Eingeengt und umständlich“

**Jerôme Laubenthal weiß, wie es ist, mit einer körperlichen Behinderung auf dem Land groß zu werden. Ein Blick zurück, bevor er demnächst in die Stadt zieht.**

#### Wie hast du das Leben auf dem Land empfunden?

Als eingeengt und umständlich. Die Entfernungen sind für alle Jugendlichen hier ein Problem, aber für mich noch extremer. Mein Freundeskreis ist über viele Orte verteilt. Meist verabreden wir uns in einer Stadt. Bis ich da bin, vergehen gut eineinhalb Stunden. Hinter jedem Treffen steckt viel logistischer Aufwand – auch für meine Mutter.

#### Wiegen Zusammenhalt und Vertrautheit auf dem Land die weiten Wege auf?

Bei Veranstaltungen in der Region sieht man oft dieselben Jugendlichen. Insofern ist es

leicht, sich kennenzulernen. Aber die wohnen dann eben nicht um die Ecke. Echte Freundschaften entstehen nur mit wenigen. Und nach der Schule gehen fast alle weg. In meinem Ort gibt es noch eine Handvoll Leute in meinem Alter, stattdessen sehr viele Senioren. Weil bei uns kein richtiger Ortskern existiert, fehlt auch der Zusammenhalt. Viele wissen nicht mehr voneinander, als dass sie Nachbarn sind. Paradox, wie anonym das Leben sein kann, obwohl man sich häufig über den Weg läuft. So bleiben die Berührungsängste.

#### Was wird dir fehlen, wenn du wegziehst?

Das Leben ist sehr ruhig und geborgen hier. Man hat sein festes Umfeld von Leuten, mit denen man sehr vertraut ist, in das man immer wieder zurückkehren kann – wie in einen Heimathafen. Und auch die Natur hat etwas sehr Beruhigendes.

#### Jerôme Laubenthal

(21) lebt seit seiner Geburt im 800-Seelen-Ort Türkismühle im Saarland. Wegen Sauerstoffmangels bei der Geburt hat er eine Cerebralparese. Im Sommer 2017 hat er Abitur gemacht und wird Sozialarbeit in Saarbrücken studieren. Jérôme ist Mitglied im Jugendbeirat der Aktion Mensch.



Foto Simonfocus/Stocksy

# Die weiteren Aussichten

Wie geht es weiter mit dem Land? Alles öd und leer? Oder gibt es hier und da nicht doch einen Hoffnungsschimmer?

Durchaus: Einige gesellschaftliche Trends und Entwicklungen könnten in der Zukunft einen positiven Effekt und Aufwind für Regionen außerhalb der großen Städte bringen – gerade auch im Hinblick auf ein inklusives Zusammenleben vor Ort.  
Ein Blick in die Glaskugel.

---

Text Robert Fechner

## *Weniger, aber dafür mehr*

Ja, Experten rechnen damit, dass die Zahl der Einwohner ländlicher Regionen bis 2030 insgesamt deutlich zurückgehen wird – in manchen abgeschiedenen Gegenden sogar um rund ein Viertel. Landkreise rund um beliebte Metropolen wie München, Berlin oder das Rhein-Main-Gebiet werden dafür in fast gleichem Umfang wachsen. Deutschlandweit betrachtet kommen allerdings auf eine wachsende Gemeinde rund vier schrumpfende, prognostiziert das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR).

Positiv auf das Zusammenleben in allen ländlichen Gemeinden könnte sich dabei auswirken, dass immer mehr der verbleibenden Bewohner Zeit haben, sich für ihre Gemeinde und für ihre Mitmenschen zu engagieren. Denn viele von ihnen sind nicht mehr oder nur noch teilweise berufstätig und Dank des medizinischen Fortschritts und gesunder Lebensführung immer länger aktiv. Diese Gruppe könnte in Zukunft das Rückgrat eines lebendigen und unterstützenden Gemeinschaftslebens bilden.

## *Investitionsprogramme bringen Aufschwung*

Um die Landflucht zu bremsen, ist ein gesamtdeutsches Fördersystem für strukturschwache Regionen im Gespräch, das ab 2020 an die Stelle des dann ausgelaufenen Solidarpakts Ost treten soll. Ziel ist die Verbesserung der Lebensverhältnisse in strukturschwachen Regionen in ganz

Deutschland. Dazu sollen die Mittel von Bund und Ländern – zusammen mit Geld aus dem Europäischen Struktur- und Investitionsfonds – auch in „abgehängten“ landwirtschaftlich geprägten Gegenden oder in verarmten Küstenregionen Rahmenbedingungen für wettbewerbsfähige Arbeitsplätze schaffen.

## *Wohnen zu niedrigen Preisen*

Die Wohnungspreise in den Großstädten sind zwischen 2010 und 2014 (Stand: 2016) um 21 Prozent gestiegen und werden es weiter tun. Da bietet das Land eine günstige Alternative. In ländlichen Kreisen muss man laut BBSR inzwischen fast nur halb so viel ausgeben wie in kreisfreien Großstädten. Extrembeispiel ist München mit durchschnittlich 16,40 Euro Kaltmiete pro Quadratmeter im Gegensatz etwa zum Fichtelgebirge, wo der Quadratmeter im Schnitt nur 4 Euro kostet. Wenn die Lebenshaltungskosten in den Ballungsgebieten weiter steigen, werden mehr und mehr Menschen den teuren Metropolen den Rücken kehren und ins Umland abwandern – darunter nicht zuletzt Menschen mit Behinderung. Sie gehören häufig zum einkommensschwächeren Teil der Bevölkerung, weil sie, selbst wenn sie auf dem ersten Arbeitsmarkt beschäftigt sind, seltener in die oberen Gehaltsklassen aufsteigen und etwaige Sozialleistungen mit ihrem Einkommen verrechnet werden. Aus Stuttgart und München beispielsweise zogen laut BBSR schon 2014 mehr Menschen im Familienalter (30 bis 49 Jahre) weg, als neu dazukamen. Zwar bleiben die Ex-Städter gerne im Umfeld der Städte. Aber dieses Umfeld wird sich mit seiner Infrastruktur immer weiter ins Land ausweiten und immer entlegene Orte an die Metropolen anbinden.



Foto: Jasmin Awad/Stocksy



## *Endlich Anschluss bekommen*

Wie entscheidend eine flächendeckend gute digitale Infrastruktur für die Zukunft der ländlichen Regionen Deutschlands ist, haben inzwischen alle erkannt. Nicht nur wirtschaftlich (beispielsweise zur Effizienzsteigerung in der Landwirtschaft oder um neue Unternehmen anzulocken), sondern auch im Hinblick auf Versorgungsangebote für die Bewohner und damit letztlich auch für Inklusion gibt es viele innovative Ideen, mit denen infrastrukturelle Probleme auf dem Land angegangen werden können. Aber für deren Umsetzung braucht es schnelle Internetverbindungen: beispielsweise für Telemedizin, Dienstleistungen „on demand“ – also bedarfsgesteuert – etwa bei Fahrdiensten oder für Online-Einkaufsdienste im lokalen Einzelhandel. Auch neue flexible Formen des digitalen Lernens und Arbeitens, wie Coworking-Räume oder das Arbeiten von zu Hause aus, sind auf dem Land denkbar und eröffnen neue Perspektiven. Nachdem die bisherigen Anreize für Netzbetreiber offenkundig nicht gereicht haben, um dünn besiedelte Regionen ans schnelle Internet anzubinden, werden Bund und Länder ihre Anstrengungen in den kommenden Jahren deutlich verstärken müssen. Gerade hat die Landesregierung Nordrhein-Westfalens eine Viertelmilliarde Euro für den Breitbandausbau in kleineren Kreisen mobilisiert. In anderen Regionen der Erde setzt man dagegen eher auf mobiles Internet: In Indien hat die Regierung 2017 das Programm Digital Village gestartet, mit dem sie innerhalb weniger Monate für umgerechnet 62 Millionen US-Dollar in 1.050 Dörfern WLAN-Türme errichten will. >

## *Beliebte Rückzugsorte*

Ein Trend, der zwar nicht neu ist, sich aber in den vergangenen Jahren wieder verstärkt hat, könnte zumindest in einigen Gegenden ebenfalls einen belebenden Effekt mit sich bringen: der Wunsch nach achtsamen und gemeinschaftsorientierten Lebensformen in dörflichen Strukturen als Gegenentwurf zum Leben in der Konsum- und Leistungsgesellschaft der Städte. Die Rede ist von „Ökodörfern“, deren Bewohner ihren Traum von einer ökologischen, nachhaltigen und sozial gerechten Gemeinschaft verwirklichen wollen. Ein idealer Nährboden für Inklusion. Zukunftsforscher rechnen damit, dass die Zahl solcher alternativer Modelle weiter steigen wird.

Auch als Ort für regelmäßige Auszeiten zur Regeneration dürfte das Land in Zukunft deutlich an Bedeutung gewinnen. Neue Wellness-, Gastronomie- und Freizeitangebote, aber auch Therapie- und Rehaeinrichtungen, die in diesem Zusammenhang entstehen werden, bedeuten wiederum potenzielle Arbeitsplätze, auch für Menschen mit Behinderung.



### **Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab Seite 95.





Fotos Marcel/Stocksy (links); Arnd Drifte (rechts)

## Interview

# Dörfer könnten Vorreiter werden

**Cornelia Daheim ist Zukunftsforscherin. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören Arbeit, Mobilität und gesellschaftlicher Wandel. Dass das Land verwaist, hält sie nur für eine – die schlechtere – von zwei Möglichkeiten. Sie setzt auf Digitalisierung und die Nutzung traditioneller Stärken der Gemeinschaft.**

### **Sehen Sie noch eine Zukunft für abgelegene ländliche Regionen in der Bundesrepublik?**

Es gibt zwei grundsätzliche Szenarien: das der verwaisten Orte mit geschlossenen Schulen und Läden und das der Erneuerung hin zum Smart Country analog zur Smart City, mit hoher Bürgerbeteiligung und flexibler Nutzung von Ressourcen, „on demand“ statt getaktet. Letzteres Szenario würde in Kombination mit den Vorteilen des Lands – beispielsweise geringere Lebenshaltungskosten oder die Nähe zur Natur – dazu führen, dass auch abgelegene Dörfer wieder durchaus attraktiv werden im Vergleich zu überfüllten Städten.

### **Könnte der ländliche Raum sogar eine Art Vorreiter bei der Suche nach innovativen Lösungen für Infrastrukturprobleme werden?**

Dörfer könnten tatsächlich Entwicklungsstufen überspringen und sich mit neuen Lösungen für Mobilität, Versorgung und Teilhabe wieder beleben, die in Städten vielleicht erst später ankommen. Viele dieser neuen Ideen entstehen im Zuge der Digitalisierung. Deswegen ist eine sehr viel bessere Anbindung ländlicher Regionen ans Internet Voraussetzung für die Verbreitung dieser Ideen. Damit auch Menschen mit Behinderung und die vielen älteren Menschen auf dem Land davon profitieren können, ist es dringend nötig, die neuen digitalen Lösungen von Anfang an kon-

sequent barrierefrei zu konzipieren. Da sehe ich allerdings noch großen Nachholbedarf bei der Bewusstseinsbildung.

### **Die Zukunft des Landes hängt also am Glasfaserkabel?**

Nicht nur. Ein großes Pfund innerhalb dörflicher Gemeinschaften war und ist traditionell die selbst organisierte informelle Versorgung und der Zusammenhalt der Gemeinschaft. Ich habe den Eindruck, diese Werte gewinnen wieder an Bedeutung. Im Dorf Speicher in der Eifel gibt es beispielsweise eine „Abholbank“. Wer darauf sitzt, wird von vorbeifahrenden Autofahrern aus dem Dorf gefragt, wo er oder sie denn hin möchte, und wenn möglich mitgenommen. Solche nachbarschaftliche Hilfe kann auch für ein inklusiveres Leben auf dem Land viele Impulse setzen.



**Cornelia Daheim** (44) ist Gründerin und Leiterin von Future Impacts Consulting sowie Mitglied internationaler Netzwerke und Projektgruppen. Als Referentin wird sie bei der Fachtagung

„Kommunen werden inklusiv“ sprechen, die die Aktion Mensch vom 28. Februar bis zum 1. März 2018 in Köln veranstaltet.



## NEUE SPORTERFAHRUNG - SOZIALES ENGAGEMENT DER DEUTSCHEN TELEKOM IM BEHINDERTENSPORT

Verantwortung für eine nachhaltige Entwicklung von Umwelt, Wirtschaft und Gesellschaft zu übernehmen, ist für die Deutsche Telekom seit Jahren ein selbstverständlicher Teil ihrer Unternehmensidentität. Dieses Anliegen spiegelt sich unter anderem in den verschiedenen Engagements und Kooperationen zur aktiven Förderung und Unterstützung des Behindertensports wieder. Gemeinsam mit Partnern, wie der Deutschen Sporthilfe und dem Deutschen Behindertensportverband, wirbt die Telekom in eigenen Projekten für ein inklusives gesellschaftliches Miteinander.

### BLINDENFUSSBALL – DIE BESONDERERE TRAININGSEINHEIT

Mit dem Förderprojekt „Neue Sporterfahrung“ bietet die Deutsche Telekom seit 2013 Fußballvereinen die besondere Trainingseinheit „Blindenfußball“ an. In 90-minütigen Trainingseinheiten lernen Nachwuchsspieler über den Sport die Lebenswelten behinderter Menschen kennen.

„Das ist ein wichtiges Stück Lebenserfahrung, das wir unseren Jugendlichen mit auf den Weg geben dürfen. Es geht darum, Unsicherheiten und Berührungängste gegenüber Menschen mit Einschränkungen abzubauen. Außerdem werden Werte wie Toleranz, Verständnis und Hilfsbereitschaft gestärkt.“ – SG Rommerskirchen/Gilbach (Teilnehmer „Neue Sporterfahrung“). Diese neue Lebenserfahrung im und mit dem Sport liefert nicht nur eine integrative Begegnung zwischen sehbehinderten und sehenden Jugendlichen. Zusätzlich wird ein hoher Mehrwert durch die ungewohnten, koordinativ anspruchsvollen Übungen geschaffen.

Anmeldung und weitere Informationen zum Engagement der Deutschen Telekom unter [www.stollenhelden.de/neue-sporterfahrung](http://www.stollenhelden.de/neue-sporterfahrung)

### BLINDES STADIONERLEBNIS – FUSSBALL HÖREN STATT SEHEN

Mit einem Stadionerlebnis der besonderen Art fördert die Deutsche Telekom zudem das inklusive Miteinander von Jugendlichen im Rahmen der Fußball-Bundesliga. Dabei besuchen Schülerinnen und Schüler mit und ohne Sehbehinderung ein Spiel, das sie gemeinsam über die Blindenreportage (per Kopfhörer) erleben.



Beim Blindenfußball treten zwei 5er-Mannschaften in einem mit Banden eingefassten Feld gegeneinander an. Ziel ist es, wie beim Fußball sehender Spieler, den Ball ins gegnerische Tor zu schießen. Die Orientierung erfolgt über Kommandos von außen sowie anhand eines „Akustikballs“, der mit Rasseln gefüllt und hörbar ist.



**ERLEBEN, WAS VERBINDET.**

# Mehr wissen

Hier finden Sie weitere Informationen, Adressen und Termine zu den Beiträgen im Heft.

---

## Seite 6–11

### Das Landleben, ein Traum?

— Viele kreative Ideen und Projekte für ein gutes Leben auf dem Land finden sich auf der Onlineplattform „Stadt, Land, Zukunft“ der Caritas.

[www.tinyurl.com/land-kreativ](http://www.tinyurl.com/land-kreativ)

— Wie sieht das Leben auf dem Land und in der Stadt in Deutschland tatsächlich aus? Die „Zeit“ hat die wichtigsten Bevölkerungsumfragen zu diesem Thema ausgewertet. Alle Ergebnisse unter:

[www.tinyurl.com/stadtoderland](http://www.tinyurl.com/stadtoderland)

— Lesetipp: Soziale Arbeit auf dem Land muss anders aussehen als in urbanen Räumen. Erfolg versprechende Ansätze finden sich in: „Soziale Arbeit in ländlichen Räumen“, Debiel, Engel, Hermann-Stietz et. al. (Hrsg.), VS-Verlag für Sozialwissenschaften, 2012, ISBN 978-3-531-18946-8

---

## Seite 14–18

### Zu Besuch bei Raumpionieren

— Auf seiner Webseite gewährt das Landkombinat Gatschow Einblicke in seine Arbeit und informiert über Projekte und Veranstaltungen.

[www.landkombinat.org](http://www.landkombinat.org)

— Das Bergwaldprojekt ermöglicht Interessierten, sich ökologisch zu engagieren, zum Beispiel bei integ-

rativen Freiwilligenwochen.

[www.tinyurl.com/bergwaldprojekt](http://www.tinyurl.com/bergwaldprojekt)

— Lesetipp: Vorgestellt werden 24 Projekte, in denen engagierte Menschen und Initiativen in ländlichen Räumen ihre Vorstellungen von einem ökologisch und sozial sinnvollen Leben verwirklichen. „Neuland gewinnen. Die Zukunft in Ostdeutschland gestalten“, Siri Frech, Babette Scurrell, Andreas Willisch (Hrsg.), Christoph-Links-Verlag, 2017, ISBN 978-3-86153-949-0

— Lesetipp: Zu Wort kommen Stadt- und Regionalplaner, die Probleme ländlicher Regionen kritisch beleuchten und aufzeigen, wo bürgerschaftliches Engagement staatliche und kommunale Strukturen ergänzen und unterstützen kann.

„Raumpioniere in ländlichen Regionen“, Kerstin Faber, Philipp Oswald (Hrsg.), Spector Books, 2013, ISBN 978-3-940064-58-5. (Das Buch ist derzeit nur antiquarisch oder in Bibliotheken erhältlich.)

---

## Seite 20–21

### Netze knüpfen

— Die vorgestellten guten Beispiele für Inklusion in ländlichen Räumen Europas stammen vom Netzwerk „European Network for Rural Development“.

[www.tinyurl.com/netzwerk-eu](http://www.tinyurl.com/netzwerk-eu) (in englischer Sprache)

— Auf der Webseite des Netzwerks „Ländliche Räume“ gibt es ausführliche Informationen zum Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums (ELER) und zur Verbindung zwischen Aktionen zur Entwicklung der ländlichen Wirtschaft (LEADER), einem methodischen Ansatz der Regionalentwicklung in Europa.

[www.netzwerk-laendlicher-raum.de](http://www.netzwerk-laendlicher-raum.de)

— Lesetipp: Die Zeitschrift „Rural Connections – Magazin für die Entwicklung des ländlichen Raums in Europa“ nimmt in der Frühjahrsausgabe 2017 das Thema soziale Inklusion in den Blick. Download unter: [www.tinyurl.com/sozialinklusio](http://www.tinyurl.com/sozialinklusio)

---

## Seite 22–31

### Kleine Kommunen, große Ziele

Mit der Initiative „Kommune Inklusiv“ unterstützt die Aktion Mensch fünf Kommunen dabei, langfristig inklusive Lebensumfelder zu gestalten. Ausführliche Informationen über das Projekt, die beteiligten Kommunen und Personen gibt es online unter: [www.aktion-mensch.de/kommune-inklusiv](http://www.aktion-mensch.de/kommune-inklusiv)

---

## Seite 32–37

### Wo anders normal ist

— Lesetipp: In ihrem Roman „Unterleuten“ thematisiert Juli Zeh die großen gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit vor der Kulisse eines kleinen Dorfs in Brandenburg. „Unterleuten“, Juli Zeh, Luchterhand Literaturverlag, 2016, ISBN 978-3-63087487-6. Auch als Taschenbuch, E-Book oder Hörbuch erhältlich.

— Lesetipp: In seinem neuen Buch porträtiert Udo Sierck 20 Frauen und Männer mit Behinderung aus verschiedenen Jahrhunderten, die konsequent ihren Lebensweg gegangen sind.  
„Widerspenstig, eigensinnig, unbequem. Die unbekannte Geschichte behinderter Menschen“, Udo Sierck, Beltz Verlag, 2017, ISBN 978-3-7799-3611-4

---

## Seite 48–49

### Zuhause ist, wo man sich wohlfühlt

Der Lehenhof informiert auf seinen Webseiten über seine umfangreichen Aktivitäten und die Hintergründe seiner Arbeit.  
[www.lehenhof.de](http://www.lehenhof.de)

---

## Seite 50–55

### Land der Ideen

Ausführliche Informationen zu den im Beitrag genannten Initiativen:

Thema Einkaufen

[www.dorv.de](http://www.dorv.de)

[www.tegut.com/ueberuns](http://www.tegut.com/ueberuns)

Thema Mobilität

[www.rufmobil.de](http://www.rufmobil.de)

[www.twogo.com](http://www.twogo.com)

Thema medizinische Versorgung

[www.tinyurl.com/medizinischeversorgung](http://www.tinyurl.com/medizinischeversorgung)

Thema Wohnen und Leben

[www.digitale-doerfer.de](http://www.digitale-doerfer.de)

[www.tinyurl.com/hofwaechter](http://www.tinyurl.com/hofwaechter)

[www.kuenstlerstadt-kalbe.de](http://www.kuenstlerstadt-kalbe.de)

[www.zuckermark.de](http://www.zuckermark.de)

---

## Seite 58–63

### Mein Verein

— Ausstellungstipp: Die Ausstellung „Mein Verein“ im Haus der Geschichte in Bonn zeigt den Verein als Ort von Geselligkeit und Gemeinschaft, Tradition und Heimatverbundenheit, der Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus zusammenführt. Sie läuft noch bis zum 4. März 2018. Der Eintritt ist frei. **Haus der Geschichte, Willy-Brandt-Allee 14, 53113 Bonn**  
[www.tinyurl.com/hdg-meinverein](http://www.tinyurl.com/hdg-meinverein)

— Die Initiative „Zivilgesellschaft in Zahlen – ZiviZ“ bündelt Wissen und Aktivitäten des Stifterverbandes rund um das Thema Zivilgesellschaft. Im ZiviZ-Survey 2017 „Vielfalt verstehen. Zusammenhalt stärken“ finden sich umfangreiche Informationen rund um freiwilliges Engagement in Deutschland. Kostenfreier Download unter:

[www.ziviz.de/publikationen](http://www.ziviz.de/publikationen).

Die gedruckte Ausgabe ist kostenfrei bestellbar im Sekretariat des Stifterverbandes.

E-Mail: [angelina.franco@stifterverband.de](mailto:angelina.franco@stifterverband.de)

— Möglichkeiten, sich zu engagieren, listet die Freiwilligen-Datenbank der Aktion Mensch in Kooperation mit der Bundesarbeitsgemeinschaft Freiwilligenagenturen auf:  
[www.tinyurl.com/engagiert](http://www.tinyurl.com/engagiert)

— Der Index des Deutschen Behindertensportverbands ist abrufbar unter:  
[www.dbs-npc.de/sport-index-fuer-inklusion.html](http://www.dbs-npc.de/sport-index-fuer-inklusion.html)

— Inklusive Sportangebote finden Interessierte auch auf der Inklusionslandkarte unter:  
[www.inklusionslandkarte.de](http://www.inklusionslandkarte.de)

---

## Seite 64–67

### Anpacken statt abwarten

Die Studie „Von Kirchtürmen und Netzwerken. Wie engagierte Bürger das Emsland voranbringen“ des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung steht zum kostenlosen Download bereit unter:  
[www.tinyurl.com/studie-emsland](http://www.tinyurl.com/studie-emsland)

---

## Seite 68–71

### Abgehängt in der Provinz?

— Die Teilhabeplanung für Menschen mit Behinderung ist ein Forschungsschwerpunkt der Universität Siegen. Auf ihren Webseiten stehen Materialien zu diesem Thema zum Download bereit unter:  
[www.teilhabeplanung.uni-siegen.de](http://www.teilhabeplanung.uni-siegen.de)

— Lesetipp: Wie Teilhabeplanung für Menschen mit Behinderung auf dem Land aussehen kann, legt Johannes Schädler dar im Artikel: „Örtliche Teilhabeplanung im ländlichen Raum“, erschienen 2011 in „Örtliche Teilhabeplanung mit und für Menschen mit Behinderung“, Seite 183–198, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011, ISBN 978-3-5311-8173-8

---

## Seite 84–87

### Die Natur! Die Freunde!

— Lesetipp: Der Abschlussbericht der Studie „Jugend im Blick – Regionale Bewältigung demografischer

Entwicklungen“ des Deutschen Jugendinstituts steht zum Download bereit unter dem Link:

[www.tinyurl.com/studie-jugend](http://www.tinyurl.com/studie-jugend)

— Viele Dorfkindmomente, Geschichten und Sprüche vom Land gibt es in den Online- und Social-Media-Kanälen von DorfstattStadt: [www.instagram.com/dorfstattstadt](http://www.instagram.com/dorfstattstadt)  
[www.facebook.com/DorfstattStadt](http://www.facebook.com/DorfstattStadt)  
[www.dorfstattstadt.de](http://www.dorfstattstadt.de)

— Das Archiv der Jugendkulturen ist ein Informations- und Kompetenzzentrum für Jugendkulturen. Es sammelt, erforscht und vermittelt seit 1998 Kenntnisse zu Jugendkulturen und deren Lebenswelten. Aktuelle Veranstaltungen und umfangreiche Informationen zum Thema veröffentlicht das Archiv auf seinen Webseiten unter:

[www.jugendkulturen.de](http://www.jugendkulturen.de)

---

## Seite 88–93

### Die weiteren Aussichten

— Der Wegweiser Kommune der Bertelsmann-Stiftung informiert über demografische Entwicklungen in den einzelnen Kommunen in Deutschland.

[www.wegweiser-kommune.de](http://www.wegweiser-kommune.de)

— Lesetipp: Wie sehen Stand und Perspektiven der Digitalisierung auf dem Land aus? Darüber gibt der Studienbericht „Digitale Zukunft auf dem Land“ der Bertelsmann-Stiftung von 2017 Auskunft. Er steht zum kostenlosen Download bereit unter: [www.tinyurl.com/studie-digital](http://www.tinyurl.com/studie-digital)

---

## Impressum

Menschen. Inklusiv leben. **Herausgeber** Aktion Mensch. **Redaktion Aktion Mensch** Astrid Eichstedt (Text), Robert Fechner (stellv. Chefredakteur), Sabine Huth (Art-Direktion), Christina Marx (Chefredakteurin, V.i.S.d.P.), Sandra Vukovic (Textchefin), Stefanie Wulff (Text). **Redaktion und Grafik muehlhausmoers**

**corporate communications** Henrike Doerr (Lektorat), Anja-Martina Hamann (Kreativ-Direktion), Saskia Kaufhold (Text), Dagmar Puh (Projektleitung, Text und Redaktion), Gabriella Seemann (Art-Direktion), Beate Schwarz (Text und Redaktion), Jan Steinhauer (Bildredaktion), Elke Weidenstraß (Lektorat)

**Freie Mitarbeiter** Text: Christine Frischke, Christoph Gipp, Carmen Molitor, Benjamin Piel, Frauke Römer, Sarah Schelp, Udo Sierck, Susanne Theisen, Juli Zeh Foto und Illustration: Julian Baumann, DorfstattStadt, Gene Glover, Hahn+Hartung, Martin Haake, Julia Sellmann, Andreas Reeg, Valerie Schmidt, Isadora Tast. **Titelbild** Gene Glover. **Anschrift der Redaktion**

Aktion Mensch, Heinemannstraße 36, 53175 Bonn, E-Mail: [magazin@aktion-mensch.de](mailto:magazin@aktion-mensch.de), Telefon: 0228 20 92-361. **Leser-/Abonentenservice** Telefon: 0228 20 92-381 oder -366, E-Mail: [magazin@aktion-mensch.de](mailto:magazin@aktion-mensch.de). **Anzeigen und Kooperationen** muehlhausmoers, Beate Schwarz, Moltkestraße 123–131, 50674 Köln, Telefon: 0221 95 15 33-31, E-Mail: [b.schwarz@muehlhausmoers.com](mailto:b.schwarz@muehlhausmoers.com).

**Druck** druckpartner, Essen.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers vervielfältigt oder verbreitet werden.

**Für eine bessere Lesbarkeit verwenden wir in den Texten nur die männliche Form. Die weibliche Form ist immer eingeschlossen.**





### #3 – Sommer 2018

Lernen und Entwicklung:

## Von Anfang an

Gemeinsam spielen, gemeinsam lernen: Die Weichen für eine inklusive Gesellschaft werden in der Kindheit gestellt. Wie können schulische und außerschulische Angebote dazu beitragen, dass für die nächste Generation Teilhabe für alle ganz selbstverständlich wird? Antworten gibt die kommende Ausgabe von Menschen. Inklusiv leben.



**Ruhestand mit 40?**

**Hab ich mir mit guten Taten verdient.**

Mit dem Glücks-Los bis zu 2 Millionen\* gewinnen und dabei soziale Projekte unterstützen. Am 7.6. mit 50 x 10.000 € extra. Lose unter [www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de)

Am 7.6.:  
50 x 10.000 €  
Urlaubsgeld  
extra!

**AKTION  
MENSCH**

MEIN  
GLÜCKSLOS

Meine persönliche Lizenznummer  
123456789102

ZDF Ihre Fernsehlotterie im ZDF

➔ Jetzt mitspielen: [www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de)

**DAS WIR GEWINNT**



**\* Familienratgeber.de**

## Der Wegweiser für Menschen mit Behinderung

Der Familienratgeber ist ein kostenloses Internet-Angebot mit Informationen zu einer Vielzahl von Themen, die für Menschen mit Behinderung und deren Familien wichtig sind, um möglichst selbstbestimmt am Leben in der Gesellschaft teilzuhaben.

**DAS WIR GEWINNT**

**Aktion  
MENSCH**

➔ Mehr unter [www.familienratgeber.de](http://www.familienratgeber.de)